Lesehalle
Heidel

Die Wehrmacht

HERAUSGEGEBEN VOM REICHSKRIEGSMINISTERIUM

1. JAHRGANG
Nr. 16
BERLIN
2. Juni-Ausgabe
1937

EINZELPREIS
25 Rpf.
und Bestellgeld
ERSCHEINT
2 MAL MONATL.

DEUTSCHLAND UND ITALIEN IM GLEICHSCHRITT

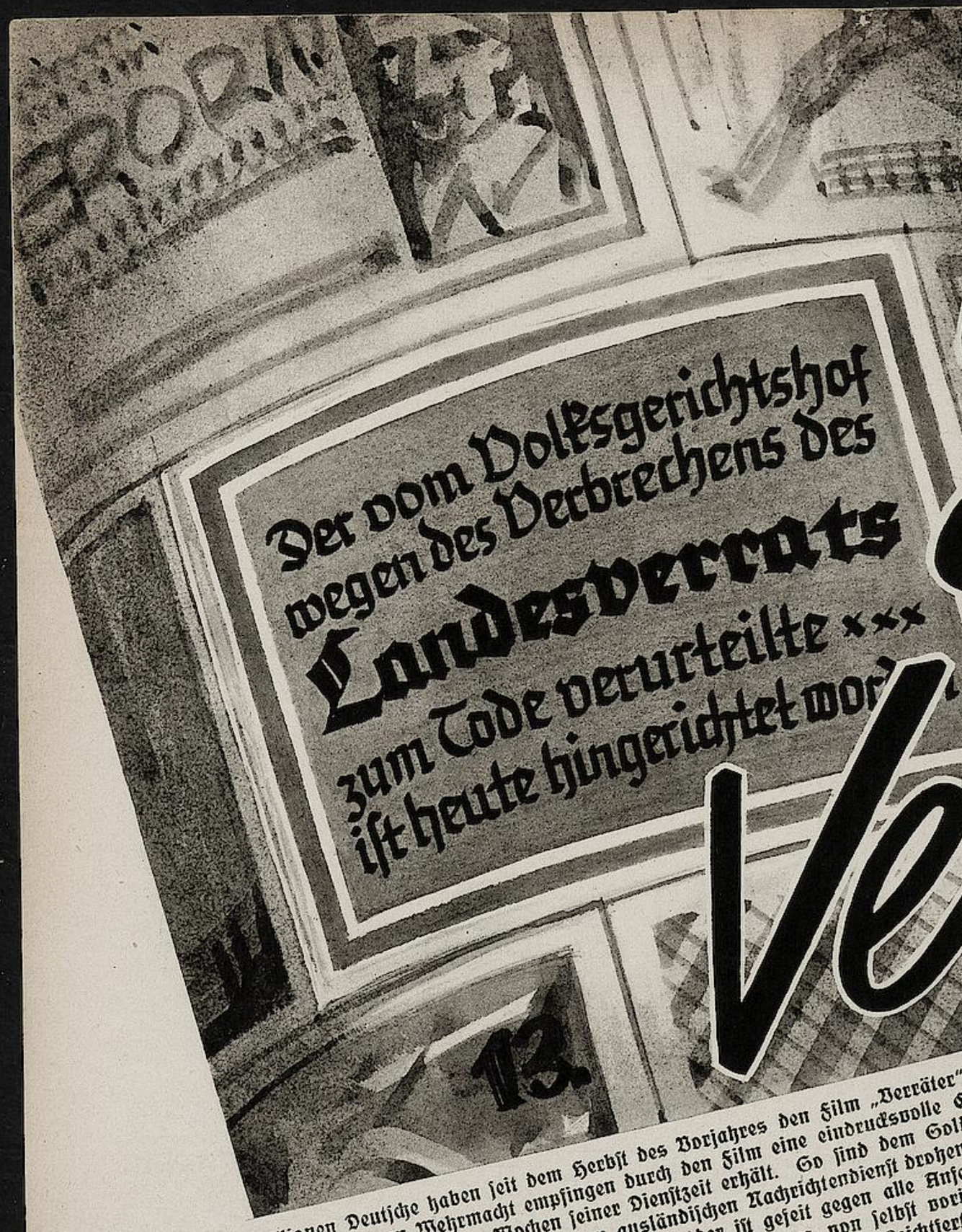
Generalfeldmarschall von Blomberg besichtigt in Gegenwart des Duce faschistische Jugendformationen

Aufnahme: Presse-Photo, Berlin

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
HEIDELBERG

© Universitätsbibliothek Heidelberg
http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/wehrmacht1936_1937/0568

gefördert durch
Baden-Württemberg



Spione und Verräter

Viele Millionen Deutsche haben seit dem Herbst des Vorjahres den Film „Verräter" gesehen. Hunderttausende von jungen Soldaten unserer wiedererstandenen Wehrmacht empfingen durch den Film eine eindrucksvolle Ergänzung zum Unterricht über Spionageabwehr, wie ihn jeder Rekrut in den ersten Wochen seiner Dienstzeit erhält. So sind dem Soldaten die Gefahren vertraut, die seinem Volk und Vaterland, aber auch ihm persönlich durch den ausländischen Nachrichtendienst drohen. Nicht, daß irgendein Grund zur Unruhe bestünde: Wer aufrecht und offen seine Soldatenpflichten erfüllt, der ist gefeit gegen alle Anfechtungen und an dem werden im allgemeinen die Werber und Agenten des ausländischen Nachrichtendienstes ganz von selbst vorübergehen. Und doch gibt es in jeder Gemeinschaft Schwache und Anfällige, die den Verlockungen erliegen oder die sich aus Leichtfertigkeit oder Schwatzhaftigkeit und nicht immer mit bewußt landesverräterischer Absicht aus harmlos erscheinenden Anfängen in ein unentrinnbares Netz verstricken. Im Knüpfen solcher Netze ist der ausländische Nachrichtendienst Meister. Und hier hat die Abwehr eines jeden mit wachen Sinnen und offenen Augen durchs Leben gehenden Wehrmachtangehörigen einzusetzen. Im Zeitalter des „totalen Krieges", in dem Spionage und Sabotage zu Hauptkampfwaffen geworden sind, steht der Soldat gegenüber dem Angriff des ausländischen Nachrichtendienstes immer auf Posten. Über die Aufgabe des Unterrichts und das Anschauungsmaterial des „Verräter"-Films hinaus wird daher die „Wehrmacht" künftig in unregelmäßigen Abständen über das Wesen und die Abwehr des ausländischen Nachrichtendienstes an Hand von Beispielen aus dem Leben der Truppe berichten. Wir beginnen heute mit einem allgemeinen Überblick über die Aufgabe und Arbeitsmethoden des ausländischen Nachrichtendienstes.

I. Verräterlohn . . .

Der Gefreite Wernicke von der 13. Kompanie eines Infanterie-Regiments verläßt nach Dienstschluß seine Kaserne, um noch einen kleinen Abendbummel durch die Hauptstraße seiner kleinen Garnisonstadt zu machen. Vor der Anschlagsäule, auf der sonst nur Zigarettenreklamen zu lesen sind und die beiden Kinos des Städtchens ihr Programm verkünden, staut sich rund ein Dutzend Menschen. Sie stehen teils schweigend und lesen eine Bekanntmachung auf rotem Papier, teils reden sie aufgeregt durcheinander und besprechen das Gelesene.

Der Gefreite Wernicke will vorübergehen, da hört er ein paar Gesprächsfetzen, die ihn aufhorchen lassen.

„So ein Schuft! Da sind doch bestimmt wieder mal die ganzen Aufmarschpläne verraten worden . . ."

„Ja, und hier in der Gegend soll er auch gewesen sein. Die ganzen unterirdischen Festungsanlagen hat er ausspioniert . . ."

„Na, da hat er sicher seine Million dafür bekommen . . ."

Der Gefreite Wernicke, der nichts weiß von unterirdischen Festungsanlagen in der hiesigen Gegend, tritt näher.

Er liest den rotpapierenen Anschlag, und eine heiße Blutwelle schießt ihm ins Gesicht. Da steht in trockenen, sachlichen Worten:

„Der vom Volksgerichtshof wegen des Verbrechens des Landesverrats zum Tode verurteilte *** ist heute früh hingerichtet worden."

Der Abendbummel ist dem Gefreiten Wernicke verleidet. Das alberne Geschwätz von den verratenen Aufmarsch- und Festungsplänen widert ihn an. Eine Sekunde lang schwankt er, ob er dazwischentreten und als Wissender die allzu üppig wuchernde Phantasie der Gaffer durch eine kurze Aufklärung in die Schranken weisen soll, dann strafft er sich und macht kehrt. Er ist Soldat, und als solcher Geheimnisträger. In diesem Falle ist er sogar in ganz besonderem Grade Geheimnisträger. Was schiert ihn das Geschwätz. Er weiß es besser.

Er kehrt in die Kaserne zurück. Seine Stube ist leer. Der Gefreite Wernicke setzt sich hin und schließt die Augen.

Er liest in Gedanken noch einmal den Anschlag, er malt sich aus, wie das Handbeil niedergesaust sein mag und der Kopf in den Sand rollte. Der gleiche Kopf, dessen Lippen ihn vor wenigen Monaten zuerst mit verlockenden Versprechungen, dann mit brutalen Drohungen überreden wollten, ihm auf die Bahn des schimpflichsten und verächtlichsten Verbrechens, des Landesverrats, zu folgen.

Mit einer harmlosen Unterhaltung hatte es begonnen. Der Fremde, der das Band des Eisernen Kreuzes im Knopfloch trug und angeblich zum Zwecke der Famlienforschung hier am Ort weilte, hatte ihn beim Glase Bier angesprochen und viel vom Krieg erzählt. Ohne sich viel hervorzutun, hatte er von Verdun und Flandern, vom Vormarsch in Rußland und von der Sommeschlacht gesprochen und dann, beim dritten oder vierten, rein „zufälligen" Treffen, das Gespräch auf die Unterschiede der damaligen und heutigen Gefechtsführung gebracht.

Er, der Gefreite Wernicke, der keinen Argwohn hegte, hatte ihm erzählt, was er verantworten konnte, und war erst stutzig geworden, als der Fremde immer großzügiger im Bezahlen der Zechschulden wurde, als er ihm ein Darlehen zum Ankauf eines neuen Extrarockes anbot und als er schließlich mit dem Ansinnen herauskam, einmal ein paar Dienstpläne zur Einsicht zu erhalten.

Nun war alles unendlich schnell gegangen: die Drohung des Fremden, das bereits Mitgeteilte genüge vollauf, ihn, den Gefreiten, auf viele Jahre im Zuchthaus verschwinden zu lassen. Nun gäbe es nur eines: die eine Hand liefert das Material, die andere Hand empfängt das Geld. Dann sein blitzschnelles Erkennen der furchtbaren Gefahr, in die er geraten war. Am nächsten Morgen Meldung beim Kompagniechef, und so immer weiter über die Verhaftung des Spionageagenten und die Verhandlung vor dem Volksgerichtshof bis zu dem roten Anschlag auf der Plakatsäule.

Der Gefreite Wernicke atmete tief auf. Er durchlebte nochmals sein Auftreten als Zeuge vor dem Volksgerichtshof, in seinem Gedächtnis haftete der in seiner lapidaren Kürze düster-erhabene Satz der Verratsgesetzgebung: „Wer es unternimmt, ein Staatsgeheimnis zu verraten, wird mit dem Tode be-

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK HEIDELBERG
© Universitätsbibliothek Heidelberg
http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/wehrmacht1936_1937/0569
gefördert durch Baden-Württemberg

er hörte schließlich das törichte Gerede auf der Straße von vorhin und er wußte:

1. Der hier unterm Fallbeil geendete Verräter war nur einer in der weitverzweigten Organisation des ausländischen Nachrichtendienstes.
2. Er mußte sterben, weil er es gewagt hatte, seine Hand gegen Führer, Volk und Vaterland zu erheben.
3. Für die Ausmerzung aus der Volksgemeinschaft entscheidend war allein die gemeine Gesinnung, nicht die Fülle des verratenen Materials oder die Höhe des Verräterlohnes.
4. Keine romanhaften Umstände hatten hier mitgewirkt, weder schöne Agentinnen, noch teure Reisen, weder geheimnisvolle Dokumente noch abenteuerliche Kuriere, weder ausspionierte Aufmarschpläne noch ein fürstlicher Verrätersold.
5. Ein kleiner und gemeiner Verbrecher hatte versucht, sich Staatsgeheimnisse zu verschaffen, um sie zu verraten. Ein kleiner und pflichtgetreuer Gefreiter hatte dies Vorhaben vereitelt durch rechtzeitige Meldung, wie sie ihm befohlen war. Nichts war verraten worden, nichts Außergewöhnliches war geschehen, nur an einer Stelle war das Netz des ausländischen Nachrichtendienstes gerissen. Morgen würde er es neu zu knüpfen versuchen.

II. Der ausländische Nachrichtendienst

Ein französischer Generalstabsoffizier hat kürzlich das Geheimnis von Sieg und Niederlage auf eine kurze Formel zu bringen versucht: „Jede Niederlage hat ihren letzten Grund in der eigenen Rückständigkeit und in der Überflügelung durch den Gegner!"

Diese Überflügelung durch planmäßige Ausspähung der gegnerischen Wehrmittel zu verhindern, die Schlagkraft der eigenen Wehrmittel aber gegen jede Ausspähung zu sichern, das ist der Sinn der Spionage und ihrer Abwehr. In diesem Sinne hat der ausländische Nachrichtendienst den Weltkrieg unterirdisch fortgesetzt und bereitet er im Dunkeln jeden kommenden Krieg vor.

Wenn auch im Zeitalter des totalen Krieges unter „Wehrmittel" die Gesamtheit aller der Landesverteidigung dienenden Anlagen, Einrichtungen, Betriebe, Verkehrsmittel, Vorräte usw. zu verstehen ist, so richtet sich naturgemäß der Angriff des ausländischen Nachrichtendienstes doch in erster Linie gegen die deutsche Wehrmacht. Der deutschen Wehrmacht mit ihren drei Wehrmachtsteilen Heer, Marine, Luft ist der Schutz des Reiches anvertraut, ihre Organisation, ihre Waffen, ihre Ausbildung, ihren inneren Betrieb, ihre mannigfaltigen Hilfsmittel auszuspähen ist daher die unmittelbarste Aufgabe des gegnerischen Nachrichtendienstes.

Geleitet und gesteuert wird dieser Krieg im Dunkel dementsprechend vom gegnerischen Generalstab. Denn nur die oberste militärische Behörde ist aus genauer Kenntnis der eigenen strategischen Absichten in der Lage, dem Ausspähungskampf die wichtigsten Erkundungsobjekte zuzuweisen, das beschaffte Verratsmaterial richtig auszuwerten und daraus die Absichten des Gegners zu erkennen sowie durch sofortige Gegenmaßnahmen eine etwaige „Überflügelung" durch den Gegner unwirksam zu machen.

Es ist kein soldatisch ehrlicher Kampf Mann gegen Mann, der hier ausgetragen wird. Hier gibt es kein ritterliches Messen der Kräfte, hier ist jedes Mittel erlaubt. Schwäche ist Dummheit, und Dummheit ist im Kampf mit der Nachrichtenbeschaffung das größte Verbrechen. Der Franzose nennt diesen Kampf „combat des cerveaux" (Intelligenzkampf), und der Engländer, ein Meister zumal in der politisch-militärischen Nachrichtenbeschaffung, hat seinem Spionageapparat die offizielle Bezeichnung „intelligence service" gegeben. Gewaltige Summen werden alljährlich vom ausländischen Nachrichtendienst verschlungen, nicht verwunderlich angesichts der Tatsache, daß das Ziel, im Ringen der Völker siegreich zu bleiben, jedes Opfer lohnt.

Ein Besuch in der Zentrale eines ausländischen Nachrichtendienstes würde rasch den Schimmer von Romantik zerstören, den unzählige Spionageschauerromane und Spionageabenteuerfilme verbreitet haben. Anstatt des Milieus von Luxushotels, Schlafwagen, eleganten Boudoirs und kostspieligen Toiletten, anstatt der verführerischen Kavaliere und der betörenden Spioninnen mit dem Blick des amerikanischen Kinovamps würde der Besucher nichts anderes finden als eine Mischung von militärischem Büro und wissenschaftlichem Laboratorium. Hier wird von fachlich vorgebildeten Offizieren, von Dolmetschern, von Sachverständigen, von Technikern, Kriminalisten und Entschlüsselungsfachleuten sachlich mit Hochdruck gearbeitet. Modernste Hilfsmittel stehen zur Verfügung, hier wird geprüft und gesichtet, wird in mühseliger Kleinarbeit Steinchen auf Steinchen zusammengesetzt, bis schließlich ein ungefähres Gesamtbild vom Ziel des Gegners und seinen Wehrmitteln entsteht.

III. Das Spionagenetz

Immer noch spukt in vielen Köpfen als Erbteil der inzwischen verschwundenen Spionagefilme und -romane die Vorstellung von den geraubten und verratenen Aufmarschplänen, den ausgespähten Festungslinien, dem gestohlenen Mobilmachungsplan, genau so, wie wir es zu Beginn dieser Ausführungen aus dem Volksmund vor der Anschlagsäule erlebten. Nun, die Wirklichkeit ist auch hier ganz anders. Aufmarschpläne und ähnliche Aufzeichnungen über die Absichten des Generalstabs oder der Staatsführung sind zu gut verwahrt, als daß der ausländische Nachrichtendienst seine Mittel und sein Geld an eine Beschaffung verschwenden würde.

Er geht den umgekehrten Weg. Er schließt vom Kleinen aufs Große, vom Einzelnen aufs Ganze. Er setzt nicht einmalig auf das Besondere an, sondern unaufhörlich auf das Allgemeine. Es gibt deshalb nichts innerhalb der Wehrmacht, was den ausländischen Nachrichtendienst nicht interessieren würde. Die harmloseste erscheinende Beobachtung, die belanglosest anmutende Meldung, sie ergeben im Zusammenhang mit anderen Meldungen und Beobachtungen einen tiefen und überraschenden Einblick in das gegnerische Vorhaben oder die gegnerische Bereitschaft. Eine Änderung in der Einzelausbildung, eine Schwergewichtsverlagerung auf einen bestimmten Übungszweck innerhalb eines Armeekorps, eine neue Brücke, die gebaut, oder eine Verladerampe, die verstärkt wird, dies alles ermöglicht Rückschlüsse von vielleicht entscheidender Bedeutung. Deshalb will der ausländische Nachrichtendienst stets alles erfahren, deshalb ist das scheinbar kleinste Staatsgeheimnis ebenso wichtig wie das größte, und deshalb ist jedem Wehrmachtangehörigen weit mehr, als er jemals zu ermessen in der Lage ist, die Sicherheit des Reiches und das Wohl und Wehe seiner Kameraden in die Hand gegeben.

Das Mittel zur Ausspähung und Nachrichtenbesorgung hat sich der ausländische Nachrichtendienst in seinem Agenten- und Verrädernetz geschaffen. Von den vorgeschobenen und meistens in der Nähe der Grenze sitzenden Unterstellen aus wird dieses Netz geknüpft. Hierbei arbeiten die verschiedenen ausländischen Nachrichtendienste Hand in Hand, einig in ihrem Kampf gegen das junge nationalsozialistische Deutschland. Hier, auf vorgeschobenem Posten, sind die Nachrichtenoffiziere tätig, großzügig unterstützt von den Zoll- und Polizeibehörden ihres Landes. Hier werden die Einzelaufträge erteilt, Agenten, d. h. Verräter geworben und angesetzt, Nachrichten gesammelt und weitergeleitet, hier lauert der ausländische Nachrichtendienst wie die Kreuzspinne im Netz auf jede Blöße, die sich der Gegner gibt, auf jede Möglichkeit, zuzupacken. Sentimentalität ist hier nicht am Platze; mit raffiniertesten Mitteln werden durch Mittelsmänner im Reiche Personen inner- und außerhalb der Wehrmacht ausfindig und namhaft gemacht, die infolge Charakterveranlagung, Schulden, Leichtsinn usw. für eine Anknüpfung in Frage kommen. Wir werden an Hand der Beispiele, die die „Wehrmacht" bringen wird, erleben, in welch wahrhaft satanischer Weise die gewonnenen Opfer des ausländischen Nachrichtendienstes dann erpreßt werden, immer weiter fortzuschreiten auf jener Bahn, die mit wirklich tödlicher Sicherheit auf dem Richtblock endet. Hat es anfangs ausgesehen nach mühelosem Gelderwerb, nach einem Leben in Saus und Braus oder nach einem vielstelligen Konto auf einer ausländischen Bank, so ist, wenn der Verräter auf seinem letzten Gang den Verrätersold überschlägt, niemals mehr herausgekommen als ein paar lumpige Mark, dafür aber Monate der unaufhörlichen Furcht, des schlechten Gewissens, der seelischen Marter, schließlich das Läuten der Armesünderglocke für ihn und namenloses Unglück für seine Familie.

Leichtsinn, Ruhmredigkeit, Bewunderung der Ausländerei, Schulden, Schwatzhaftigkeit, falsch verstandene Kameradschaft, das sind die Ansatzpunkte für den ausländischen Nachrichtendienst. Fahnenflüchtige, politisch Verhetzte, hemmungslose Genußmenschen, Pflicht- und Eidvergessene, das sind seine Opfer. Selten nur, daß der ausländische Nachrichtendienst über Verräter verfügt, die er in die Truppe hineinschickt. Im allgemeinen gewinnt er seine vorher ausgekundschafteten Opfer aus der Truppe heraus. Einmal jedoch in das Netz des Verrates und der Schande eingespannt, gibt es kein Zurück mehr. Den Verräter, der sich den Maschen dieses Netzes entziehen will, liefert der ausländische Nachrichtendienst seinem Gegner selbst ans Messer. Nur so kann er seine Werkzeuge bei der Stange halten: durch brutale Erpressung und kümmerliche Bezahlung.

IV. Leitsatz der soldatischen Abwehr

Soldatentum ist mehr als Beherrschung der Waffentechnik. Soldat sein heißt die soldatischen Tugenden, wie sie in den Berufspflichten des deutschen Soldaten niedergelegt sind, in und außer Dienst zu leben und sie auf das ganze Volk zu übertragen. Wenn Deutschland ein soldatisches Volk ist, das heißt ein Volk mit soldatischer Ehrauffassung, mit soldatischem Pflichtgefühl und soldatischer Haltung, dann hat der ausländische Nachrichtendienst ausgespielt.

Dies weiß der ausländische Nachrichtendienst genau. Deshalb geht er Hand in Hand mit der Greuelpropaganda, deshalb sucht er das deutsche Aufbauwerk zu sabotieren, deshalb bekämpft er das nationalsozialistische Deutschland der Ehre und Freiheit. Er wünscht sich naturgemäß wieder ein Deutschland wie in der verflossenen Systemzeit, wo der Landesverrat als „Weltanschauungsvergehen" galt und von einer bestimmten Presse verherrlicht wurde. Heute ist, wie in jedem kraftvoll aufstrebenden Staat, auch in Deutschland das wieder als Selbstverständlichkeit empfundene glühende Nationalgefühl das stärkste Hindernis für den ausländischen Nachrichtendienst.

Den Verräter trifft nach alter germanischer Rechtsauffassung, die im Verrat das schimpflichste und gemeinste Verbrechen sieht, grundsätzlich die schwerste Strafe: Todesstrafe oder lebenslanges Zuchthaus. Wer vorsätzlich Verrat begeht, ist dem Tode verfallen. Das Urteil durch das Reichskriegsgericht oder den Volksgerichtshof ist ein endgültiges. Es gibt dagegen keine Berufung. Das Todesurteil wird nicht, wie immer noch von vielen in Erinnerung an die Spionagekitschfilme angenommen wird, durch Erschießen, sondern entsprechend der Gemeinheit der bewiesenen Gesinnung durch Enthaupten mit dem Handbeil vollstreckt.

In der Wirkung nicht minder verhängnisvoll wie der vorsätzliche Landesverrat ist das fahrlässige Preisgeben von Staatsgeheimnissen. Jahr für Jahr stehen deutsche Volksgenossen, darunter auch Wehrmachtsangehörige, vor Gericht und werden zu hohen Freiheitsstrafen verurteilt, weil sie fahrlässig aus Mißachtung gegebener Befehle oder aber aus Wichtigtuerei sich zu unfreiwilligen Helfershelfern des ausländischen Nachrichtendienstes hergegeben haben. So manches unbedachte Gespräch unter Verwandten, Freunden oder Kameraden hat schon viele Soldaten unglücklich gemacht oder im Kriege unzähligen Kameraden das Leben gekostet.

Die Durchführung des Kampfes gegen den ausländischen Nachrichtendienst und seine verräterischen deutschen Helfer ist die alleinige Aufgabe der militärischen und polizeilichen Abwehrorgane. Niemand, auch kein Wehrmachtsangehöriger, ist berechtigt, auf eigene Faust „Spione fangen" zu wollen. Eigenmächtiges Handeln, das die planmäßige Abwehr durchkreuzt, wird nach dem Verratsgesetz bestraft.

Es gibt für den deutschen Soldaten einen klaren Leitsatz im Kampfe gegen das Verrätertum und den ausländischen Nachrichtendienst. Dieser Leitsatz lautet:

Treue Erfüllung der soldatischen Pflichten
Vertrauen zum Vorgesetzten
Augen und Ohren offen
Mund zu!

In den folgenden Aufsätzen werden wir an Beispielen, die aus dem Leben der Truppe gegriffen sind, das Schicksal derer zeigen, die diesen Leitsatz des soldatischen Abwehrdienstes verletzten.

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK HEIDELBERG
© Universitätsbibliothek Heidelberg
http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/wehrmacht1936_1937/0570
gefördert durch Baden-Württemberg

Nebel

von Oberst Theisen
Inspekteur der Nebeltruppen
und für Gasabwehr

Nebeltruppen? Was ist denn das? wird sich mancher Leser fragen. Davon habe ich ja noch gar nichts gehört! Nun, diese Frage und Feststellung ist verständlich. Nebeltruppen gibt es im deutschen Heere noch nicht lange. Die Nebeltruppe ist in der Tat die jüngste Waffe des Heeres. Hoffen wir, daß sie allen älteren Schwesterwaffen in den kommenden Jahren immer vertrauter wird!

Nachdem die Nebeltruppe mit dem 1. Mai 1936 als neue Waffengattung aufgestellt war, erhielt sie ihre eigene Waffenfarbe: Bordeauxrot.

Am 19. April 1937 verlieh der Führer und Reichskanzler der Nebel-Lehr- und Versuchsabteilung als Vertreterin der jungen Truppe persönlich die erste Standarte.

Die Aufstellung selbständiger Nebelabteilungen wurde durch die neuartige Kriegführung notwendig.

Schon zu allen Zeiten hat man versucht, den Gegner durch künstliche Mittel zu blenden und sich selbst seiner Beobachtung zu entziehen. Im Weltkriege hat man zu diesem Zwecke durch die Artillerie Nebelgeschosse verfeuert.

Die fortgeschrittene Kunst der Tarnung macht es im Angriff immer schwieriger, mit gezieltem Feuer feindliche Beobachtungsstellen und Abwehrwaffen zu finden und mit scharfem Schuß außer Gefecht zu setzen. An Stelle des gezielten Feuers tritt daher die künstliche Nebelwand, die vor die Beobachtungsstellen und Abwehrwaffen gelegt wird.

Im hinhaltenden Gefecht, beim Abbrechen des Gefechtes oder Rückzug ist es wegen der gesteigerten Feuerwirkung der modernen Waffen fast unmöglich, sich am Tage vom Feinde zu lösen. Man muß oft unter schweren Verlusten das Hereinbrechen der Dunkelheit abwarten, wenn man nicht künstlichen Nebel zur Verfügung hat, den man zwischen sich und den Gegner legt.

Erzeugt man den künstlichen Nebel mit Nebelgeschossen der Artillerie, so fällt ein großer Teil der Brisanzwirkung der Artillerie aus, auf die man nicht gern verzichtet. Dazu kommt, daß die dickwandigen Artilleriegeschosse nur verhältnismäßig wenig Nebel erzeugenden Stoff enthalten können. Dadurch wird das Nebelschießen der Artillerie unwirtschaftlich. Auch die Abnutzung der Rohre spielt dabei eine Rolle.

Man hat daher eine ganz einfache Waffe, den Nebelwerfer, eingeführt, der als Vorderlader Wurfgranaten verfeuert. Die gewünschte Wirkung wird mit dieser Waffe ohne großen Aufwand vorzüglich erreicht.

Jede Nebelabteilung besteht aus Stab, Nachrichtenzug und drei Batterien. Jede Batterie hat zwei Züge zu je vier Werfern. Die Truppe ist vollmotorisiert, um sie schnell verschieben zu können. Die Nebelwerfer sind aber befähigt, in jedes Gelände entweder auf Handkarren oder getragen bis dicht hinter die vorderste Linie der Infanterie vorgebracht zu werden.

Um bei Friedensübungen den aus den Werfern verschossenen Nebel darstellen zu können, werden Nebeldarstellungstruppen, „Nebelzüge" genannt, verwandt, die an den Stellen, an denen die Wurfgranaten einschlagen würden, künstlichen Nebel durch Nebelkerzen oder aus Nebelzerstäubern erzeugen. Diese Darstellung des künstlichen Nebels ist wohlgemerkt eine reine Friedensmaßnahme.

Sowohl der dargestellte Nebel als auch der durch scharfen Schuß erzeugte Nebel ist sehr abhängig von der Witterung. Das bedingt eine sorgfältige Ausbildung des Wetterdienstes der Nebeltruppe und Verständnis für den Einsatz der Truppe. Wird die Witterung nicht richtig beachtet, so kann der erzeugte künstliche Nebel entweder mehr schaden als nützen oder er kann die von ihm erwartete Wirkung nicht erfüllen.

Manche Schwierigkeiten wird die jetzige Nebeltruppe noch zu überwinden haben.

Wenn sie auch ihre Leistungen noch nicht wie ihre älteren Schwesterwaffen unter Beweis hat stellen können, so wird sie alles daran setzen, um zu zeigen, daß sie eine vollwertige Waffe ist, einsatzbereit bis zum Letzten.

Bild links: Von der Befehlsstelle aus erfolgt die Feuerleitung

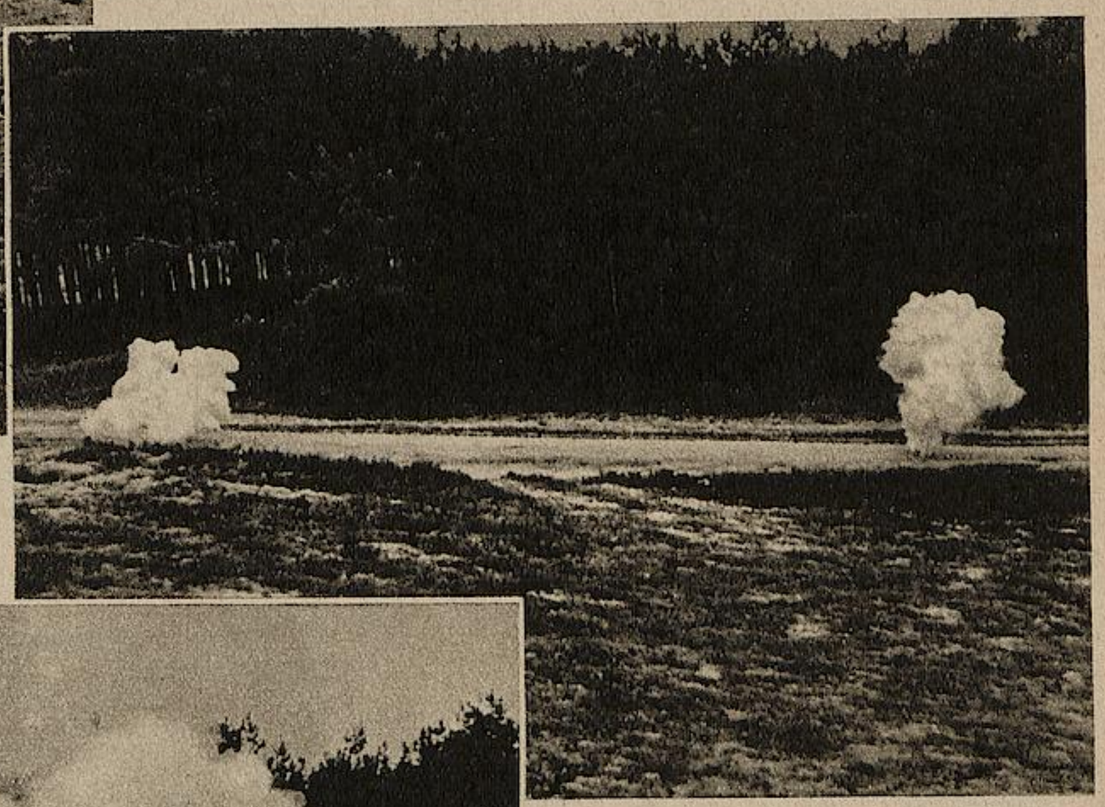
Bild rechts: Die Granate ist scharf gemacht und wird nun eingesetzt – auf das Kommando »Feuer« wird sie »rutschen« gelassen

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
HEIDELBERG

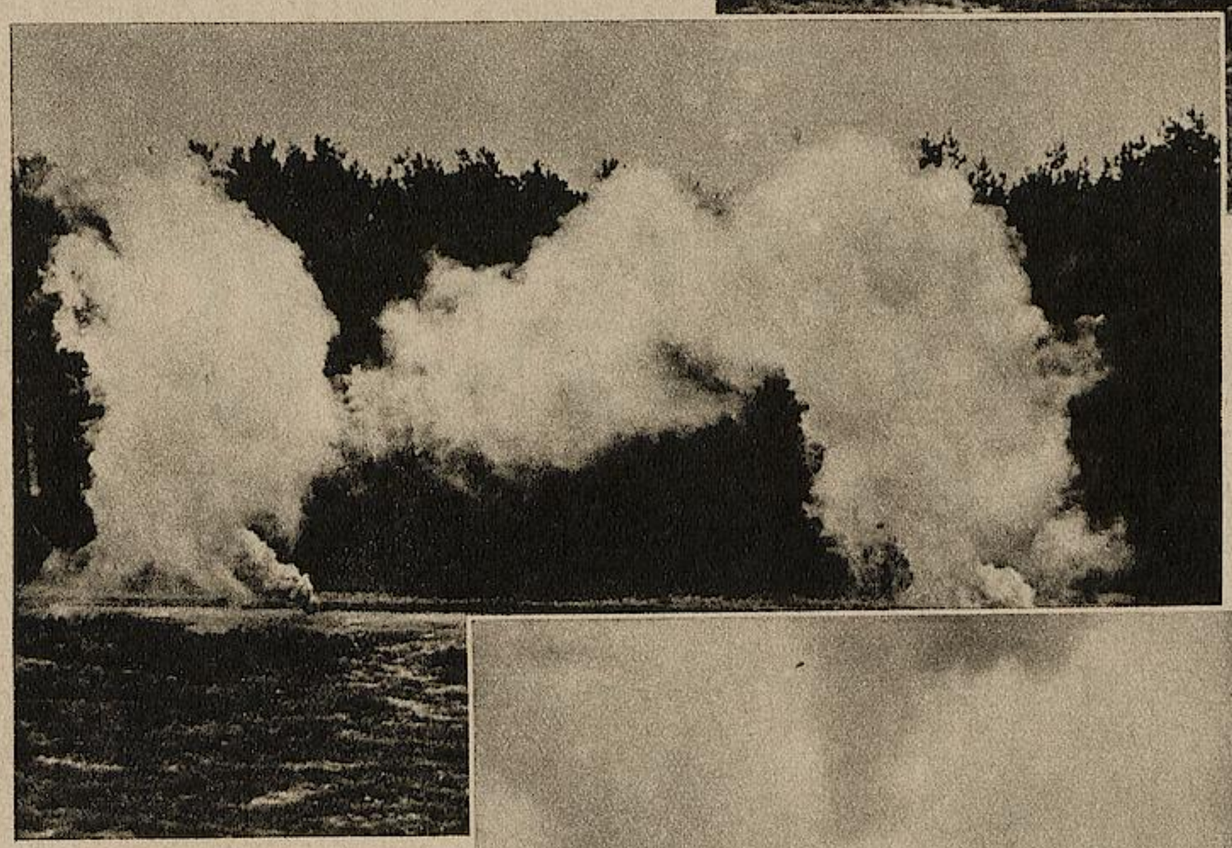
© Universitätsbibliothek Heidelberg
http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/wehrmacht1936_1937/0571

gefördert durch
Baden-Württemberg

Noch der Bruchteil einer Sekunde, dann wird die Granate abgefeuert. Die Bedienungsmannschaft liegt zur Deckung flach am Boden



Die Einschläge der Nebelgranaten sitzen genau wie vorgesehen vor dem Waldrand



Wenige Sekunden später: Aus dem kleinen Wölkchen entwickeln sich mächtige Rauchschwaden

Aus dichten Nebelwolken heraus schießt der Werfer

Ein Blick vom Flugzeug aus. In dieser Nebelwand liegt die Stellung des Gegners

Alle Aufnahmen: Heinz Schröter, Osnabrück

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
HEIDELBERG

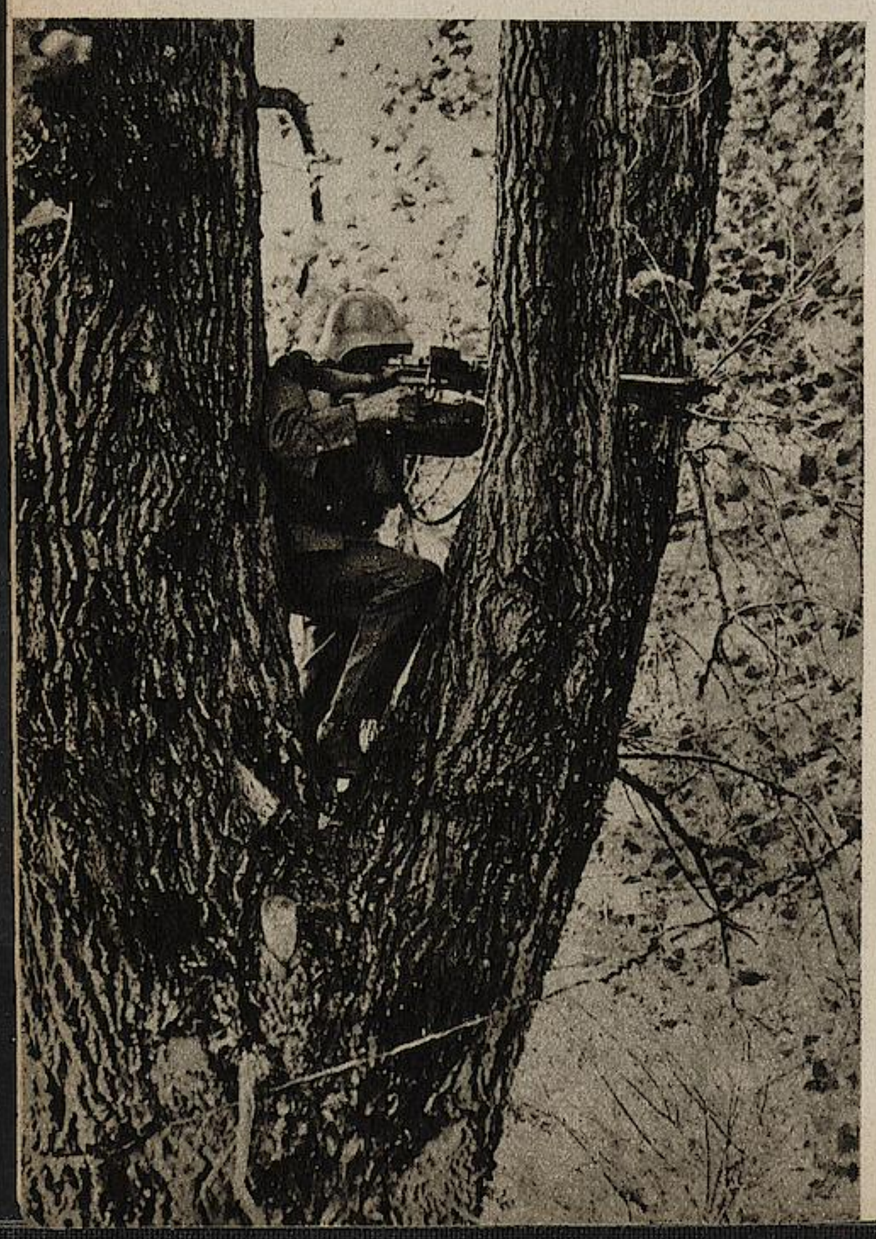
© Universitätsbibliothek Heidelberg
http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/wehrmacht1936_1937/0572

gefördert durch
Baden-Württemberg

Eidgenossenschaft IN WAFFEN

von Edgar Schumacher / Major im Schweizer Bundesheer

Dem Schweizer bedeutet Wehrhaftigkeit viel mehr als eine Forderung der Politik. Sie ist ihm Sache des Herzens, sie ist die eigentliche Wurzel seines Staatsgefühls. Die schweizerische Eidgenossenschaft und die Idee der schweizerischen Landesverteidigung haben eine und dieselbe Geburtsstunde. So erklärt es sich, daß durch alle Schwankungen und Wirrnisse politischen Geschehens der Schweizer nie dem Wehrgedanken untreu wurde; daß er, so gern sonst seine Art ihn zu Widerspruch und Verneinen treibt, im entscheidenden Augenblick immer wieder mit Wucht sich zur Wehrhaftigkeit bekannte. Es reden zwei Ereignisse der letzten beiden Jahre eine klare Sprache: die Annahme der Wehrvorlage von 1935, mit der das Volk in wirtschaftlich bösen Zeiten neue, jedem einzelnen fühlbare Lasten im Interesse der Wehrbereitschaft auf sich nahm; die Wehranleihe von 1936, die mit einem Ergebnis von mehr als einer Drittel-Milliarde Franken jede Erwartung übertraf.



Die Besonderheit des Schweizer Landes verlangt auch vom Soldaten eine besondere Handhabung der Gefechtsführung. Unser Bild zeigt einen „Baumschützen" mit einem eigenartigen leichten Maschinengewehr

Die Bundesverfassung umschreibt die Aufgabe dieses Heeres: Es ist bestimmt „zur Behauptung der Unabhängigkeit des Vaterlandes gegen außen und zur Handhabung von Ruhe und Ordnung im Innern". Die Schweiz hat für alle Zeiten auf tätiges Mitwirken in der großen Politik verzichtet. Sie ist neutral, und niemand zweifelt im Ernst an der Unbedingtheit dieser Neutralität. Aber schützen muß sie sich selber; das nimmt ihr keiner ab und darf ihr keiner abnehmen. Wenn Kriegsgefahr ist, erläßt der Bundesrat das Aufgebot zum aktiven Dienst. Die Divisionen rücken ein. Schnelle Mobilmachung ist ein Vorzug und ein Kennzeichen des schweizerischen Wehrsystems. Der Soldat hat seine gesamte Ausrüstung und Bewaffnung mit sich. Sie ist ihm vom Staate anvertraut; sie wird sein freies Eigentum, sobald er seine Dienstpflicht völlig erfüllt hat. Nur Korpsmaterial, Munition, Pferde, Fuhrwerke und Motorfahrzeuge müssen bei der Mobilmachung übernommen werden. Dann ziehen die Divisionen an die Grenze, zu deren erstem Schutz besondere Detachements bereits an Ort und Stelle sind.

Man hat für und gegen das schweizerische Wehrsystem, die Miliz, viel geredet und geschrieben. Nachahmen läßt es sich kaum und verstehen nur aus Geschichte und Tradition. Zutiefst wurzelt es in jenem Gefühl der Einheit von Volk und Wehrkraft, das vielleicht nur bei kleinen, in stete Abwehrhaltung gedrängten Völkern sich völlig rein entwickelt. Die Schweiz unterhält kein stehendes Heer; es sind keine Truppenverbände bleibend unter den Fahnen. Es gibt im Frieden nur Ausbildungskurse. Die Einheiten, die Truppenkörper, sind nur zu ganz bestimmten Zeiten, in den alljährlich stattfindenden Wiederholungskursen von zwei Wochen Dauer, sichtbar; sonst bleiben sie verborgen, im Bürgerkleide gleichsam getarnt, Offiziere, Unteroffiziere und Soldaten.

Eben darum hat der Schweizer vielleicht eine engere Bindung an die militärische Existenz als der Soldat anderer Länder. Sein bürgerliches und sein militärisches Leben durchdringen sich; der Unterschied liegt nur in der Ausschließlichkeit der soldatischen Betätigung während des eigentlichen Dienstes, nicht aber in der grundsätzlichen Einstellung zu ihr. Die militärischen Pflichten begleiten den Schweizer durch sein ganzes Leben; sie gehen allen bürgerlichen Verpflichtungen vor. Das Zugehörigkeitsgefühl zu dem Truppenverband, dem er eingegliedert ist, ist stark. Es kommt in einem sehr engen Fühlungbehalten außerhalb des Dienstes zum Ausdruck; es wird gefördert durch die Leistung der außerdienstlichen Anforderungen: Erfüllen der jährlichen Schießpflicht und Reitpflicht, Teilnahme an den freiwilligen Übungen, namentlich der Spezialtruppen.

Der Berufssoldat ist in der Schweiz nur in dem einige Hundert Offiziere und einige Dutzend höhere Unteroffiziere zählenden Instruktionskorps vertreten.

Man möchte etwa ein teilweises Aufgeben des Milizgedankens darin finden, daß in neuester Zeit einige aus Freiwilligen geworbene Grenzschutzkompanien aufgestellt und zum Teil noch in der Bildung begriffen sind. Doch dient diese kleine stehende Truppe einem so besonderen Zwecke und ist so durchaus abgelöst vom Heer, daß von einem Durchbrechen des Systems wohl nicht die Rede sein kann.

Wir verfolgen, als Beispiel für den militärischen Ausbildungsgang in der Milizarmee, die Laufbahn eines Infanteristen bis zu seiner Ernennung zum Offizier:

Mit neunzehn Jahren hat er sich zur Aushebung gestellt. Er wurde tauglich befunden und (wenn möglich in Übereinstimmung mit seinem eigenen Wunsch) der Infanterie zugeteilt. Im zwanzigsten Lebensjahr besteht er seine Rekrutenschule. Sie dauert neunzig Tage und gliedert sich in eine achtwöchige Periode der Einzelausbildung, in vier Wochen Verlegung in wechselndem Gelände, die der Gefechtsausbildung bis zum Bataillonsverbande dient, und in eine Schluß- und Prüfungswoche, in welcher Besichtigungen stattfinden und die

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
HEIDELBERG

© Universitätsbibliothek Heidelberg
http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/wehrmacht1936_1937/0573

gefördert durch
Baden-Württemberg

Eine ideale Deckung und Tarnung. Die schweizerischen Infanteristen müssen auf einem Gipfel von 1600 Meter den Kampf ebenso zu gestalten wissen wie im flachen Gelände

Schießfertigkeit in einem kompanieweisen Wettschießen geprobt wird.

Noch in seinem Rekrutenjahr oder in der Regel im Jahre darauf rückt der Soldat zur Unteroffiziersschule ein. Ein kurzer Dienst von knapp zwei Wochen Dauer. Es kann nicht darum gehen, den Kreis der Kenntnisse stark zu erweitern oder Gewandtheit in der felddienstlichen Führung zu erwerben. Das Wesentliche ist: sicher werden im Einfachsten; Haltung bekommen, innen und äußerlich; sich als Vorgesetzter fühlen. Übung und Erfahrung kommen später. Denn jetzt, am Tage, wo er Unteroffizier wird, rückt wieder eine Rekrutenschule ein. Als Korporal dient er nun abermals seine neunzig Tage, diesmal selber als Lehrender, aber freilich immer zugleich noch als Lernender. Erst mit dieser neuen Rekrutenschule ist seine Schulung zum Unteroffizier abgeschlossen.

In ihrem Verlauf ist er nun neuerdings auf seine Eignung zum Offizier geprüft worden. Hier entscheidet noch mehr als bei der Auswahl der Unteroffiziere Charakter und persönlicher Wert. Der Zudrang zur Offizierslaufbahn ist lebhaft, und die Auslese darf eine sehr strenge sein. Eine Offiziersschule von acht Wochen Dauer schafft die Grundlagen. Dann wird der junge Mann zum Leutnant ernannt. Doch ist seine Ausbildung noch nicht beendet: es folgt eine zweiwöchige Schießschule, welche ihn in die Kenntnis aller Infanteriewaffen einführt und ihm Technik und Taktik der Feuerwirkung deutlich macht; es folgt endlich noch einmal eine Rekrutenschule, in welcher er in der Ausbildung und Führung eines Zuges sich üben und bewähren kann. Er hat nach diesem jetzt rund ein Jahr Dienstleistung hinter sich.

Die Beförderung zu höheren Graden erfolgt nach Fähigkeiten und nach Bedarf; sie setzt in der Regel das Bestehen eines besonderen Ausbildungskurses voraus. Mit der Ernennung zum Divisionskommandanten ist die Verpflichtung zur Aufgabe des bürgerlichen Berufs verbunden.

Das schweizerische Heer ist eben jetzt in einer sehr tiefgehenden Umgestaltung begriffen, die in allem wesentlichen am Ende dieses Jahres abgeschlossen sein soll. Es sind zwei leitende Gesichtspunkte: die Ergänzung und Mehrung der materiellen Mittel und die Neugruppierung der Streitkräfte.

Ein starker Nachdruck liegt auf der Erhöhung der Feuerkraft des Infanterie-Bataillons. Das neue Bataillon zählt 36 leichte Maschinengewehre (davon neun mit Lafette), 16 schwere Maschinengewehre (davon vier für die Luftabwehr), vier Minenwerfer (Kaliber 8,1 Zentimeter) und zwei Infanterie-Kanonen (Kaliber 4,7 Zentimeter).

Die bisherige Kavallerie ist zur leichten Truppe umgewandelt und umfaßt Dragoner, Radfahrer, Motorradfahrer, motorisierte leichte Maschinengewehr-Kompanien, Motor-Mitrailleur-Kompanien, Motor-Infanteriekanonen-Kompanien und Panzerwagen-Detachements.

Die Artillerie hat durch neue 10,5-Zentimeter-Batterien, mit einer Schußweite bis zu 17 Kilometer, eine höchst wertvolle und dringende Ergänzung erfahren.

Die Luftwaffe wird bedeutend vermehrt, und eine besondere Fliegerabwehrtruppe ist in der Organisation begriffen. Starke Erweiterung erfährt unter anderem die Funkertruppe. Die Pontoniere werden mit neuem Material ausgerüstet und motorisiert.

Bisher gliederte sich die Armee in sechs starke Divisionen, die mit je 18 Auszugs- und 6 Landwehr-Bataillonen überaus schwer waren. Jetzt werden 9 Divisionen aufgestellt, deren infanteristische Stärke sich zwischen 9 und 15 Bataillonen bewegt. Die durchschnittliche Zusammensetzung einer Division ist diese:

an Infanterie: 3 Regimenter zu je 3 Bataillonen;

an leichten Truppen: 1 Aufklärungsabteilung, aus Kavallerie, Radfahrern und 1 Panzerwagendetachement bestehend, dazu 1 Motor-Infanteriekanonen-Kompanie;

an Artillerie: 1 Feldartillerie-Regiment mit insgesamt 9 Batterien, 1 schwere Motor-Kanonen-Abteilung zu 2 Batterien, 1 Artillerie-Beobachtungs-Kompanie, bei den Gebirgs-Divisionen außerdem 1 Gebirgs-Artillerie-Abteilung zu 2 Batterien;

an Genietruppen: 1 Sappeur-Bataillon und 1 Telegraphen-Kompanie;

dann 1 Sanitäts-Abteilung, 1 Verpflegungs-Kompanie, 2 Infanterie-Park-Kompanien und 1 Munitions-Lastwagen-Kolonne.

Drei der Divisionen sind als Gebirgs-Divisionen organisiert.

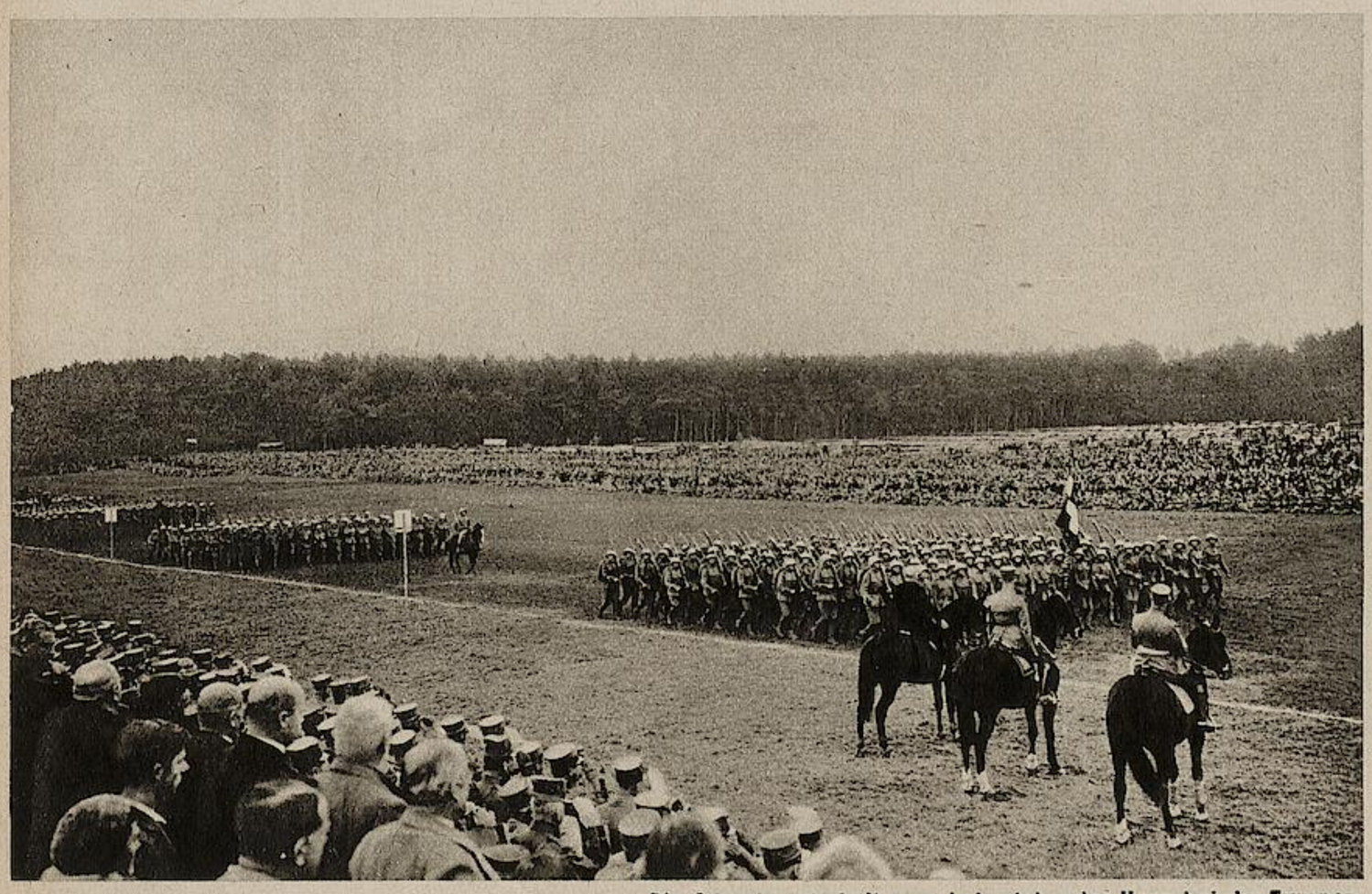
Die Gefechtskraft einer Division umfaßt rund 500 Automatenwaffen, 36 Minenwerfer, 27 bis 36 Infanterie-Kanonen, 44 bis 52 Geschütze.

Nicht dem Divisions-Verband eingegliedert sind die 3 leichten Brigaden aus je zwei leichten Regimentern (3 Schwadronen und 1 Radfahrer-Bataillon mit motorisierter leichter Maschinengewehr-Kompanie), 1 weiteren motorisierten leichten Maschinengewehr-Kompanie, 1 Motor-Infanteriekanonen-Kompanie und 1 Motor-Sappeur-Kompanie bestehend, dann die 4 Haubitz- und 3 schwere Motor-Kanonen-Regimenter, 3 Flieger-Regimenter, 3 Pontonier-Bataillone, 1 Mineur-Bataillon, 1 Funker-Abteilung, endlich Sappeur-Bataillone, Sanitäts- und Verpflegungs-Formationen, Motor-Lastwagen-Abteilungen und Munitions-Lastwagen-Kolonnen sowie 6 Gebirgs-Train-Abteilungen.

Die Dienstpflicht dauert für den Soldaten und Unteroffizier bis zum vollendeten 48., für den Offizier bis zum zurückgelegten 52. Altersjahr, mit seinem Einverständnis auch darüber hinaus. Sie stuft sich in die drei Heeresklassen: Auszug (für den Soldaten bis zum 32. Jahr), Landwehr (bis zum 40.) und Landsturm. Die Einheiten und Truppenkörper des Auszugs rücken alljährlich zu ihrem Wiederholungskurs ein, die der Landwehr alle zwei Jahre. Die Offiziere haben sämtliche Wiederholungskurse ihrer Truppe zu bestehen, die Unteroffiziere und Soldaten nur eine begrenzte Zahl.

Während der ganzen Dauer seiner Dienstzeit ist der Mann inspektionspflichtig, das heißt, er hat in jedem Jahre, wo er keinen Wiederholungskurs leistet, eine eintägige Inspektion seiner Bewaffnung und Ausrüstung zu bestehen. Er wird für diese Tage weder besoldet, noch verpflegt.

Die Schweiz ist über die Bedrohlichkeiten ihrer militärpolitischen Stellung im klaren. Es gibt für sie kein Bündnis mit einem starken Nachbarn, keine Rückversicherung gegen Überfall. Sie weiß, daß ihre Neutralität nur einen Rückhalt hat: die Kraft der Armee. Die ungeheuren politischen Spannungen, die hinüber und herüber ihre Fäden unsichtbar über unser Land weglegen, haben den Schweizer wachsam gemacht. Er ist, nach einer gewissen Erschlaffung unmittelbar nach dem großen Krieg, wieder bereit, sehr viel für sein Heer aufzuwenden. Er hat es in diesen letzten Jahren getan und wird es künftig tun.



Alle Aufnahmen:
Edgar Schumacher, Major im Schweizer Bundesheer

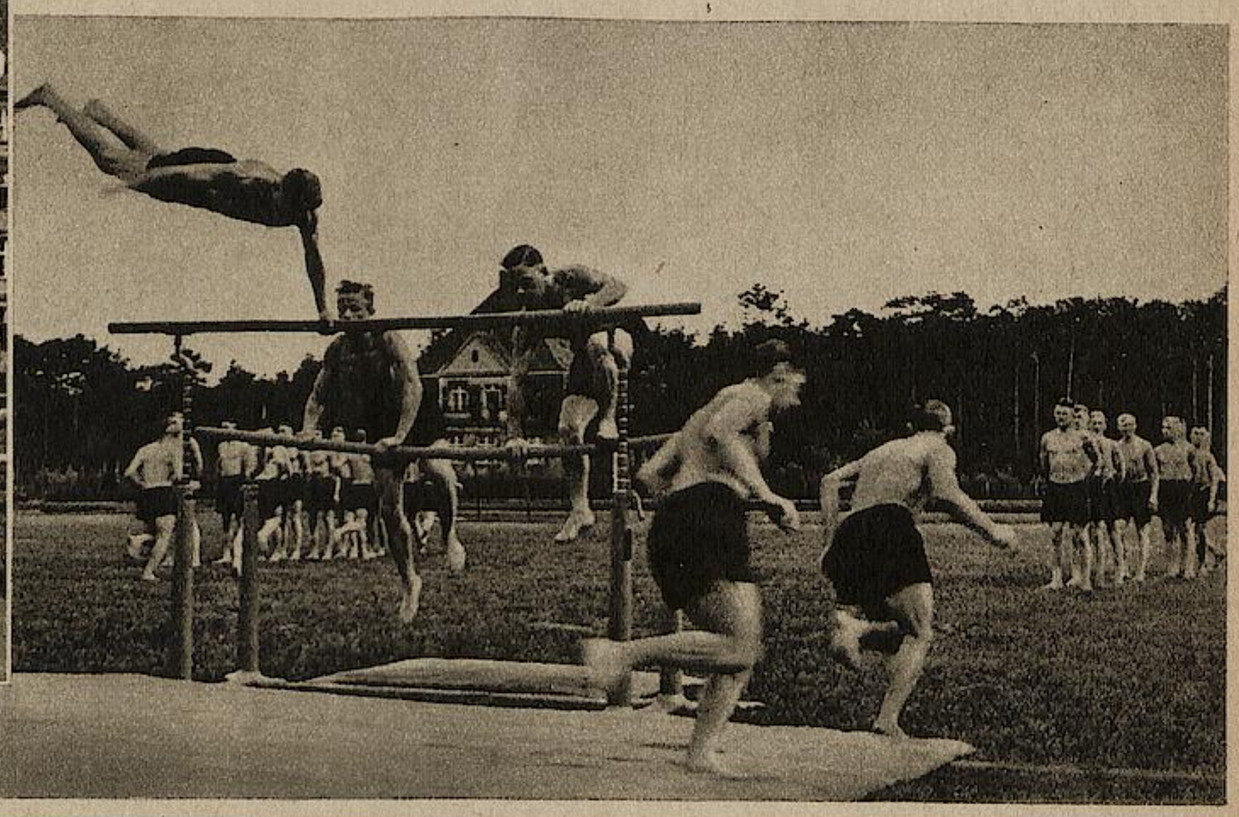
Die Schweiz unterhält zwar kein stehendes Heer, bei der Truppenschau am Ende der alljährlich stattfindenden „Wiederholungskurse" aber werden ihre Einheiten in ihrer soldatischen Kraft sichtbar

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK HEIDELBERG
© Universitätsbibliothek Heidelberg
http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/wehrmacht1936_1937/0574
gefördert durch Baden-Württemberg

K.O. IN WÜNSDORF

Der deutsche Soldat braucht den Sport nicht nur als Ausgleich für seinen Dienst, sondern vor allem, um stets im Besitz seiner vollen körperlichen Fähigkeiten zu sein. Vielseitigkeit ist daher die Parole der Heeressportschule in Wünsdorf, aus der die Sportlehrer des deutschen Heeres hervorgehen. Die zahlreichen Sportsiege unserer Soldaten beweisen, mit welchem Erfolg in Wünsdorf und im Heer Sport getrieben wird. Unsere Bilder zeigen Aufnahmen aus einem Unteroffiziers-Lehrgang.

Alle Aufnahmen: Günther Pilz



Anspruchsvolle und Raucher bevorzugen **BIOX-ULTRA** die schäumende Sauerstoff- **ZAHNPASTA** sie ist mild und erfrischend ohne faden Kreidegeschmack

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK HEIDELBERG
© Universitätsbibliothek Heidelberg
http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/wehrmacht1936_1937/0575
gefördert durch Baden-Württemberg

das Signal der Toten

EINE EPISODE AUS DEM KAMPF UM DIE MANDSCHUREI

Es war ein Genuß, dem geschmeidigen Tanz der Geishas zuzuschauen. Unser Gastgeber, Herr Nakamura vom Untersuchungsbüro des Verteidigungsministeriums in Hsinking war sehr stolz, daß es ihm gelungen war, die drei besten Geishas von Mukden zu dem kleinen Wiedersehensfest zusammenzubringen, das uns jetzt nach einiger Zeit der Trennung und Abenteuer auf den Tatamis des teuersten Geishahauses von Mukden vereinigte. Jeder hatte schon seine gehörige Portion an rohem Fisch, Meerrettich, Bohnensuppe und Soyakuchen — alles japanische Eßbesonderheiten, die anders schmecken, als der Name klingt und andeutet — mit dem nötigen Reis verzehrt. Eine ganze Reihe von Sakéflaschen stand leer herum und immer neue, heiße, gefüllte Gefäße kamen, um bald wieder geleert zu sein. Wenn auch nur aus diesen winzigen Porzellanschälchen getrunken wurde, die Lebhaftigkeit des Gespräches zeigte, daß der Reiswein seine Wirkung tat. Wir Europäer hatten es uns bequem gemacht und hatten schon keinerlei Schwierigkeiten mehr, auf dem Boden zu sitzen. Herr Ekagi von der Eisenbahnverwaltung fühlte sich, wie man sagen kann, kreuzfidel und tanzte mit den Mädchen eine Parodie auf die Geishas. Dann schwiegen die Instrumente, und es entwickelte sich ein Gespräch, das alle auf das höchste interessierte. Natürlich wurde dabei nicht vergessen, dem Saké weiter zuzusprechen.

Herr J. N., Vertreter verschiedener deutscher Zeitungen, erzählte von seiner gerade beendeten Reise in das Banditengebiet, und ...ky hörte aufmerksam zu. In drei Tagen würde die ganze Geschichte in der „Manchuria Daily News" stehen. ...ky ist Korrespondent dieser englisch geschriebenen Tageszeitung aus Dairen.

Ende März war eine Gesellschaft japanischer Journalisten zusammen mit J. N. von Mukden aufgebrochen, um in das Kampfgebiet an der koreanischen Grenze zu fahren. Zum erstenmal nach längerer Pause war es einem Europäer erlaubt worden, an einem solchen Besuch der Banditengegend teilzunehmen. Es war nämlich einmal früher, als der Kampf um die Mandschurei auf ihrem Höhepunkt stand und die Banditen noch zu Tausenden auftraten, ein paar amerikanischen Journalisten, die eine Reportage von der „Front" machen wollten, erlaubt worden, eine japanische Abteilung zu begleiten, als diese zur Bekämpfung von Banditen auszog. Als man in das Kampfgebiet kam, da griffen nicht die Japaner die Banditen, sondern die Banditen die Japaner an. Und der japanische Offizier konnte kaum seine Befehle erteilen, da sich die Journalisten an ihn klammerten und schrien: Wir wollen zurück! Bringt uns in Sicherheit!

Nun, sie sind sicher zurückgekommen. Aber seit der Zeit ist es keinem Europäer erlaubt worden, in eine Kampfzone zu kommen.

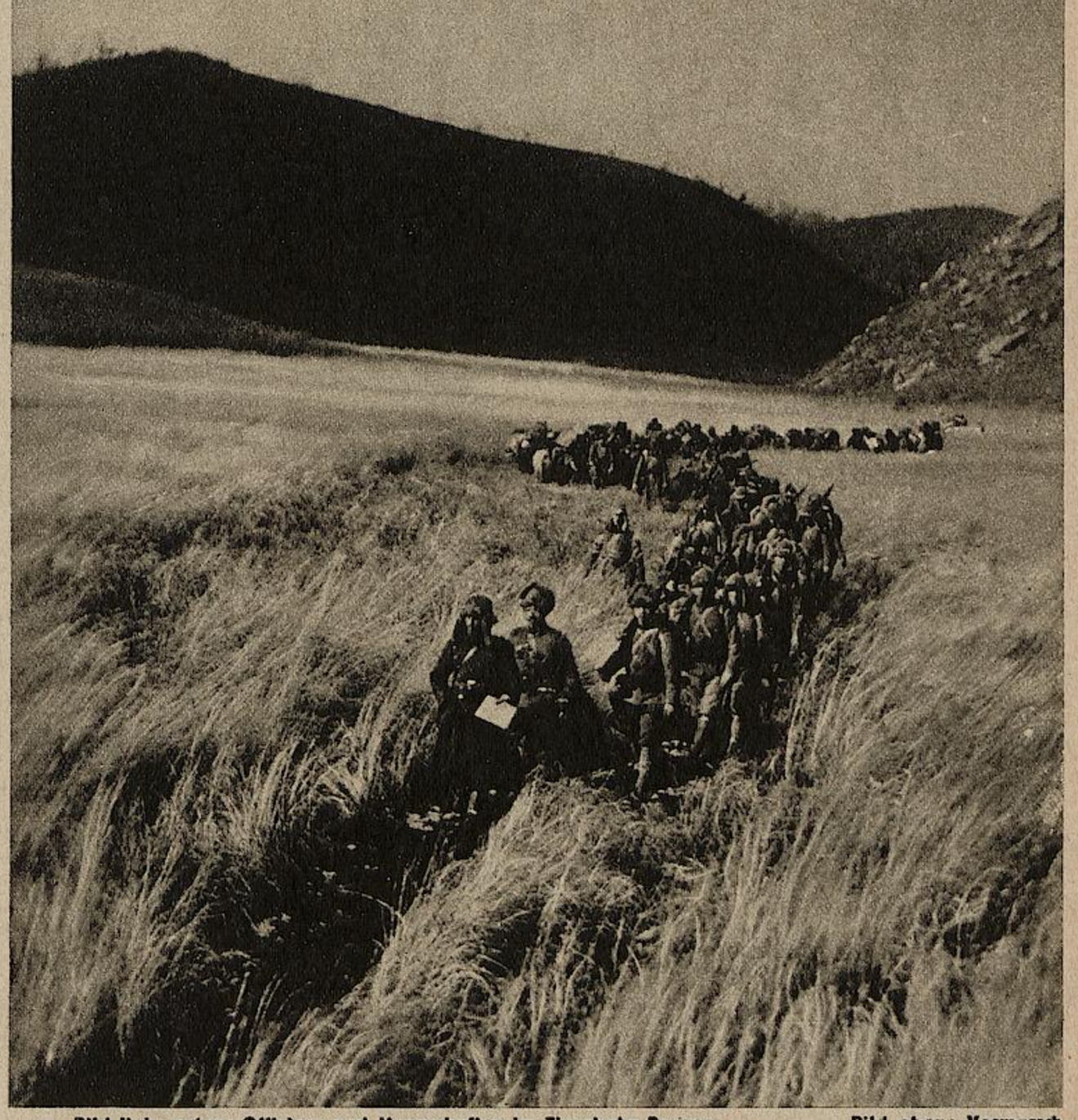


Bild links unten: Offiziere und Mannschaften im Eisenbahn-Panzerwagen. Zu der Ausrüstung der Soldaten gehören schwere Pelzstiefel

Bild oben: Vormarsch in das Banditengebiet

J. N. ist der erste. Seit der damaligen Zeit hat sich jedoch die Gesamtsituation geändert. Das japanische Militär hat das Land in der Hand. Wenn hin und wieder Banditen sich zusammenrotten, dann stehen bolschewistische Agenten dahinter. Die Gesellschaft, mit der J. N. mitging, fuhr in die Richtung der koreanischen Grenze von Mukden nach Chanchengchen, stieg dort auf Omnibusse um, die von russischen Emigranten geschützt wurden. Die Autokarawane kam gegen Abend in Tunghua an. In Tunghua hörte der regelmäßige Omnibusverkehr auf. Bis dahin gibt es eine tägliche Überlandverbindung von Changchenchen. Das Ziel der Gesellschaft war Linchiang. Eine direkte Verbindung war nicht möglich, da sich zwischen Tunghua und Linchiang die Kampfzone befand. Deshalb hatten die Militärbehörden Vorkehrungen getroffen, um die Journalisten erst nach Tsian zu bringen, dann über die Grenze nach Korea. Der Yalufluß wurde überschritten, und die Gesellschaft brach von dem koreanischen Grenzflecken Manpochin nach Chukochin auf. Die Reise erfolgte in zwei Militärkraftwagen und wurde beschützt von 16 Mandschukuosoldaten, an deren Spitze ein japanischer Offizier stand. In Tsiang hatte sich außerdem noch Oberstleutnant Tanaka der Gesellschaft angeschlossen. Tanaka ist Chef der Militärstation Antung. Bei Chukochin wurde der Yalu wieder überquert, und so kam man nach Linchiang. Am nächsten Morgen fuhren sie an die Front.

„Diese Fahrt", sagte Herr J. N., „war außerordentlich eindrucksvoll, denn wir kamen genau in das Kampfgebiet. Unterwegs trafen wir einen Transport verwundeter Soldaten, die nach Linchiang geschafft wurden. Als wir dann auf der Höhe eines Berges standen, erstreckte sich vor uns im Tal das Bild von Truppen- und Materialtransporten an die Front. Wir

... als Ostseebad – nur Boltenhagen i. M.!

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK HEIDELBERG
© Universitätsbibliothek Heidelberg
http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/wehrmacht1936_1937/0576
gefördert durch Baden-Württemberg

kamen dann in das Hauptquartier der Japaner, und Oberst Shimayama gab uns Einzelheiten. Er leitete die Operationen gegen die Banditen, denen auch Maschinengewehre zweifelhafter Herkunft zur Verfügung standen. Später zeigte man uns gefangene Banditen. Interessant war, daß die Munition ihrer modernen Gewehre und Armeepistolen fast durchweg aus Dum-Dum-Geschossen bestand.

Am nächsten Tag — wir waren nach ein paar Stunden im Lager wieder aufgebrochen, um in Linchiang die Nacht über zu bleiben — kehrten wir nach Manpochin zurück, wo wir übernachteten. Von Manpochin gelangten wir nach Tunghua. Leider sollte diese Fahrt nicht ohne Zwischenfall verlaufen. Unerwartet wurden wir von einem heftigen Schneesturm überfallen. Verzweifelt, aber vergeblich versuchten wir die Lastwagen wieder frei zu bekommen. Es ging nicht. Und so mußten wir uns denn in Marsch setzen, um zu dem nächsten militärischen Posten zu gelangen, die hier immer im Abstand von dreißig Kilometer angelegt sind. Nach fünf Stunden eines anstrengenden Marsches kamen wir in diesem Posten an. Auch hier war kein Fahrzeug zu bekommen, das vielleicht unsere Lastwagen befreien könnte. So mußten wir in einem Ochsenschlitten den nächsten größeren Posten erreichen. Ich sage euch, es war verdammt kalt. Wir waren froh, als wir abends ein Dach über uns hatten und auf die warmen Ofenbetten sinken konnten! Mittlerweile war der Weg nach Tunghua vom Schnee befreit worden, und am Spätvormittag des folgenden Tages konnten wir mit Lastwagen nach Tunghua aufbrechen.

Und nun bin ich wieder hier."

Wir hatten alle gespannt zugehört. Wir wußten, daß Linchiang in einer der ärmsten Gegenden der Mandschurei liegt. Je ärmer das Land, desto leichter ist es, Banditen zu werben. Gewisse Spannungen zwischen den Koreanern, die in diesen Grenzbezirken stärker an Zahl sind als die Mandschurei-Chinesen, und den aus China eingewanderten Bauern-Kulis erhöhen die Möglichkeiten für kommunistische Hetzer, kleine Heere von Banditen zu sammeln.

Es ist hier nicht der Ort, über politische Hintergründe und Zusammenhänge zu diskutieren. Die Japaner glauben ein Recht zu haben, ihre Gegner Banditen zu nennen und rücksichtslos zu bekämpfen. So frage ich denn nur, wieviel Banditen es wohl noch geben mag.

Ekagi antwortet. Er ist ein Japaner, der es nicht wahr haben will, daß Asiaten keinen Sinn für Statistiken haben. So spricht er denn wie ein Buch: „Im Jahre 1932 gab es schätzungsweise 250 000 Banditen und sogenannte Banditen-Soldaten, die zu den von den Japanern vertriebenen Kriegsfürsten der Mandschurei gehörten, über die ganze Mandschurei verteilt. Heute schätzt die Kaiserliche Kwantung-Armee die Zahl der Banditen in Mandschukuo auf 9500.

Mandschukuo hat immer noch Banditen; aber die Hauptursache liegt in der Arbeitslosigkeit und damit in wirtschaftlichen Bezirken. Wenn wir das Land ökonomisch auf eine Höchstleistung bringen, dann wird es keinem Hetzer mehr gelingen, Banditen um sich zu scharen.

Nur wenige Westländer („Occidentals" sagt er bezeichnenderweise) haben die Erfahrung gemacht, mit Banditen in Berührung zu kommen. Seit 1932, dem Jahre der Geburt Mandschukuos, sind fünf Jahre vergangen, und nur zehn „Occidentals" der verschiedenen Nationen sind durch Gesetzlose belästigt worden. Von diesen Personen wurde einer unglücklicherweise ermordet, während die übrigen von den militärischen und Polizeikräften Japans und der Mandschurei befreit werden konnten.

Von den Westländern, die seit der Unabhängigkeit der Mandschurei durch Banditen gefangengenommen wurden, sind fünf britische Untertanen, drei aus Amerika, einer ist ein Däne und der letzte ein Deutscher. Der Deutsche wurde im April 1932 bei Yenchi-shen gefangengenommen und später getötet.

Aus unerklärlichen Gründen wählten die Banditen das Jahr 1933, um Briten zu rauben. Im März dieses Jahres wurden drei britische Seeleute von Piraten verschleppt. Es war in der Nähe von Yingkow am Golf von Liaotung. Im Juni wurden wieder zwei Engländer in derselben Umgebung gefangengenommen. Alle diese Gefangenen wurden von vereinigten japanischen und mandschurischen Truppen gerettet.

Im August 1934 wurden ein Amerikaner und ein Däne bei Chuang-cheng geraubt und von Japanern befreit. Im selben Monat wurde ein Amerikaner in der Nähe des Nordmausoleums hier bei Mukden festgesetzt und später ebenfalls befreit.

Pater Burns von der amerikanischen Mission wurde bei Tunghua hopp genommen, das Sie, Herr N., ja jetzt gesehen haben. Im Dezember vorigen Jahres wurde er im Triumph nach Mukden gebracht.

Heute gibt es in der Mandschurei keinen Westländer mehr, der in den Händen von Banditen festsitzt."

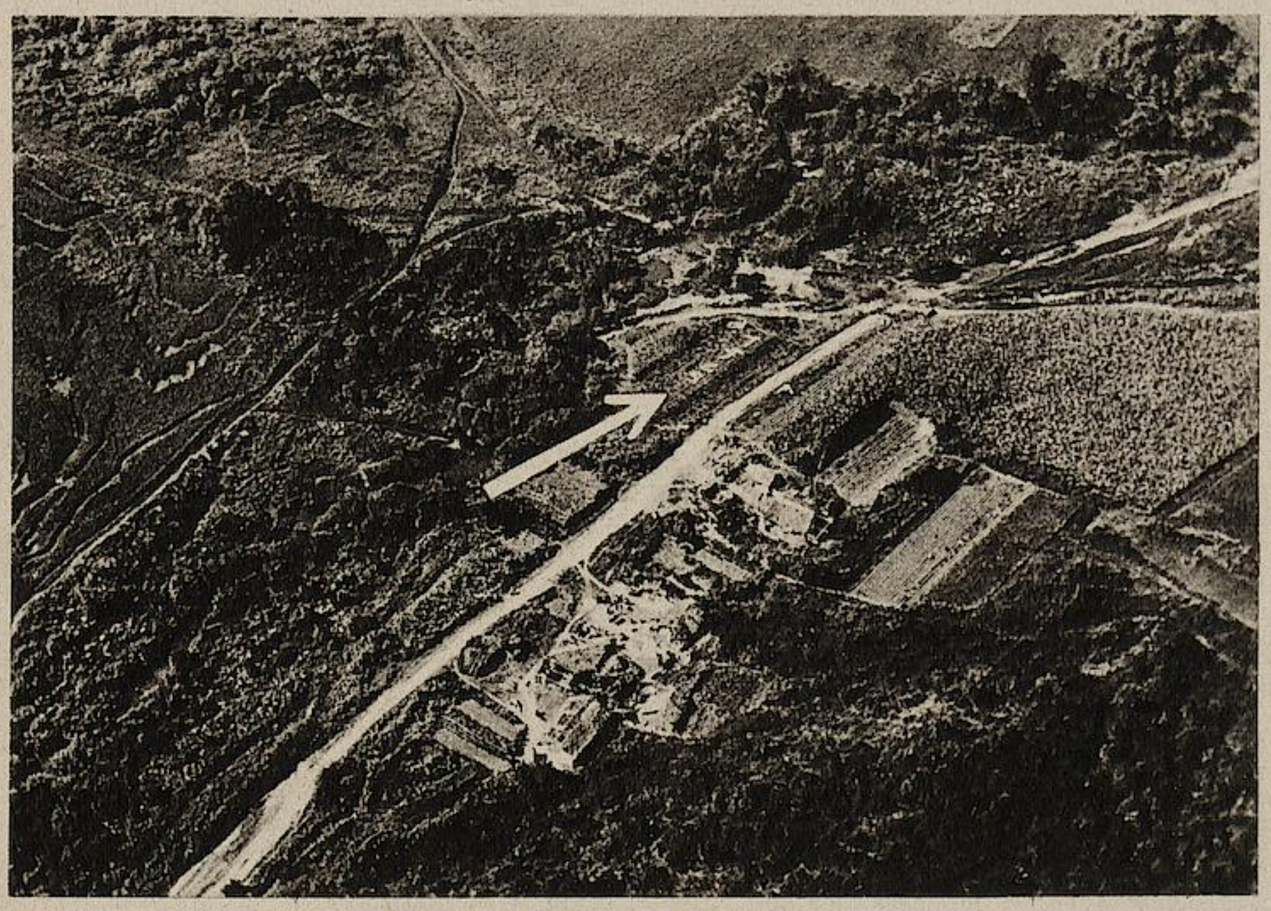
Einen Augenblick schweigt er, und dann kann er sich doch nicht enthalten, eine politische Bemerkung zu machen. Er fügt hinzu: „Alle Westländer, die von Banditen festgenommen wurden, um später von japanischen und mandschurischen Soldaten befreit zu werden, gehören Nationen an, die bis heute noch nicht Mandschukuo anerkennen."

Um von diesem Thema abzuleiten, werfe ich lachend die Bemerkung hin: „Da hab ich ja noch Glück gehabt, auf meinen Ausflügen ins Innere der Mandschurei nicht gekidnappt worden zu sein. Ich habe nicht einmal einen Banditen gesehen. Das ist eigentlich schade!"

„Sagen Sie das nicht!" Und damit greift Nakamura, der bis jetzt geschwiegen hat, in unsere Debatte ein. „Es ist durchaus nicht angenehm, mit Banditen in diesem Lande in Berührung zu kommen. Ich kann ein Lied davon singen. Darf ich Ihnen einmal die Geschichte erzählen?" Wir bestürmen ihn. Da beginnt er mit seinem abgehackten Englisch, das er aber so gut beherrscht wie nötig ist, um uns alle völlig zu verzaubern und innere Teilnehmer seines Abenteuers werden zu lassen. Wie gut, daß der Saké reichlich getrunken worden ist. Sonst hätte Nakamura wohl niemals die inneren Widerstände überwunden, die einen Japaner hindern, einem Fremden von derartigen eigenen Erlebnissen zu berichten.

„Ich war damals, mit bestimmten Aufgaben betraut, nach Changchunmiao von meiner Dienststelle gesandt

Bild rechts: Eine Abteilung japanischer Soldaten auf Banditenjagd in der Wildnis des mandschurischen Berglandes



Aus Mangel an anderen Signalen für Flieger benutzen die Japaner in der Mandschurei bestimmte Gruppierungen von Menschen mit nacktem Oberkörper als Zeichen (Siehe den Pfeil auf unserem Bild)

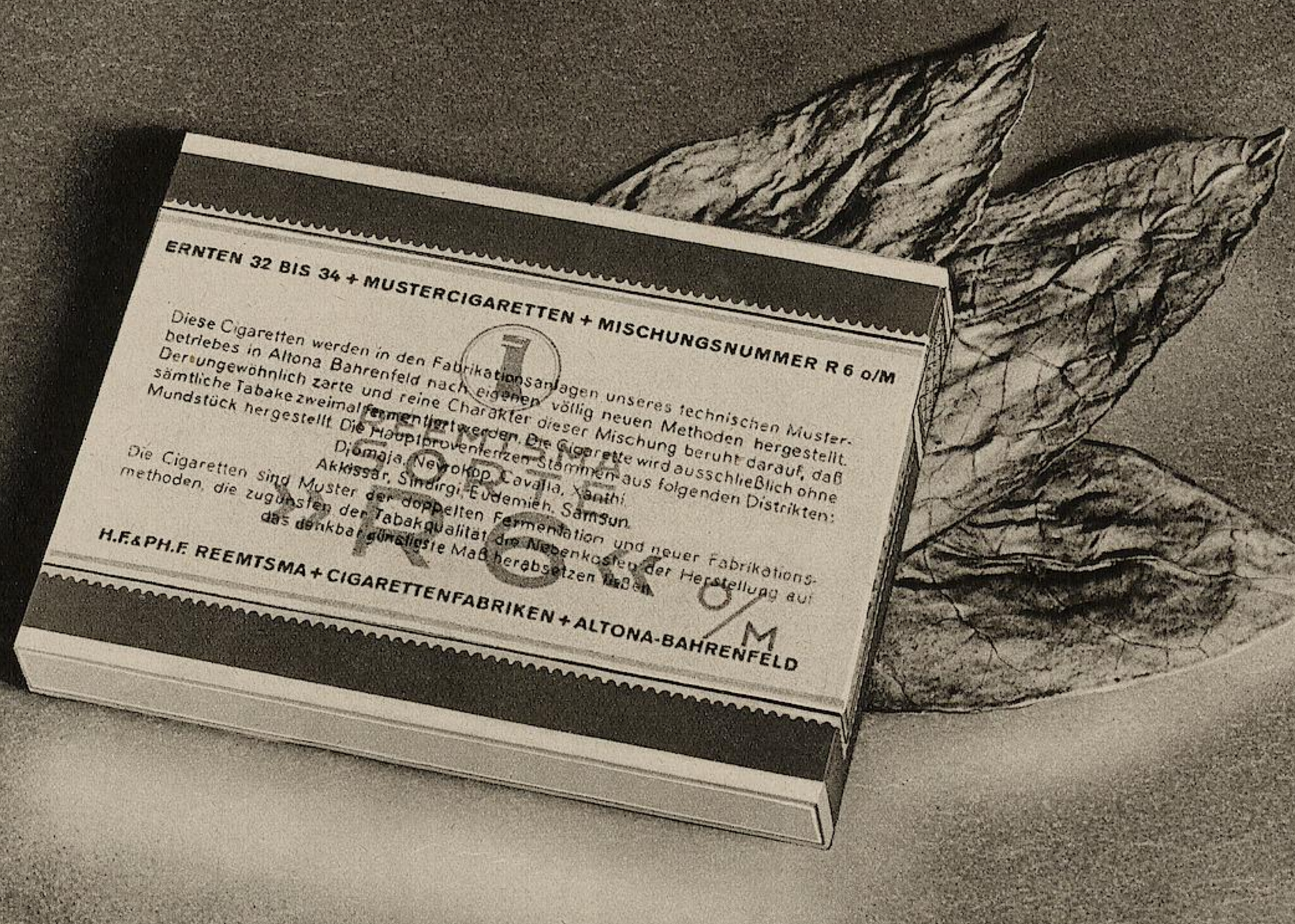
Chinesische Geiseln, die von den Japanern befreit wurden

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK HEIDELBERG
© Universitätsbibliothek Heidelberg
http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/wehrmacht1936_1937/0577
gefördert durch Baden-Württemberg

REEMTSMA

MISCHUNGSNR. 6

SORTE
R6 o/M



doppelt fermentiert

4.8

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
HEIDELBERG

© Universitätsbibliothek Heidelberg
http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/wehrmacht1936_1937/0578

gefördert durch
Baden-Württemberg

worden. Changchunmiao liegt unweit der Grenze. Jenseits der Grenze beginnt die Äußere Mongolei. Changchunmiao ist kein freundlicher Platz. Es war auch keine freundliche Jahreszeit. Es war Spätherbst. Spätherbst dort oben bedeutet viele Grade unter Null bei Tag und Nacht. Aber es gab keinen Schnee. An manchen frostklaren Tagen konnte man in der Ferne das Große Hsingan-Gebirge sehen oder vermuten. Dieses Gebirge sperrte uns von der Eisenbahn ab, trennte uns vom Leben. Die Mongolen des Ortes waren uns nicht unfreundlich gesinnt. Aber wer Bescheid wußte, kannte das Gefühl der Unsicherheit bei ihnen. Die japanische, bewaffnete Faust war weit — die von Sowjetrußland unterstützte Äußere Mongolei war nahe. Die Handvoll Japaner in diesem Nest hatte es nicht leicht. Bequemlichkeit, Zivilisation fehlte völlig. Zwei Steinhäuser gab es in diesem gottverfluchten Nest, das ebensogut am Rande des Großen Felsengebirges in Nordamerika zur Zeit der Kämpfe zwischen Weiß und Rot, zwischen Amerikanern und Indianern, gestanden haben könnte. Auch hier ging ein Kampf zwischen Weiß und Rot vor sich. Nur daß die „Weißen" hier von Europa „Gelbe" genannt werden und die „Roten" als Bolschewisten auf der ganzen Welt Zwietracht säen. Das eine Steinhaus war die Polizeiwache. Das andere Gebäude war die „Zivilbehörde", d. h. da wohnten ein paar Schafexperten und Pferdehändler, der Richter und der japanische Kaufmann. Der Rest des Dorfes bestand aus den Jurten der Mongolen und aus ein paar Lehmhütten einiger Chinesen, die hierherverschlagen waren, um zu handeln, und um ein bißchen die Mongolen zum Spielen und Opiumrauchen zu verführen. Die Polizeiwache bestand aus zwei Japanern und sechs Mongolen. Irgendwo in einer Jurte befand sich ein kleiner Sendeapparat zum Morsen von Nachrichten. Einen Weg gab es nicht. Einige zwanzig Meilen entfernt lief die „Autostraße" von Hailar nach Handagaya entlang. Aber diese Straße konnte nur im Winter benutzt werden, und dann auch nur sehr schwer. Es war schon verdammt einsam und abgeschlossen in Changchunmiao. Nicht einmal ein Lastauto hatte unsere vorgesetzte Behörde bewilligt. Ein paar Ochsenkarren gab es, und die hatten noch nicht einmal richtige Räder mit Eisenbändern. Nein, auf die Speichen waren immer stückweise junge Bäumchen, die irgendwo aufgetrieben worden waren, aufgenagelt worden.

Für mich sollte bald die Erlösungsstunde schlagen. Am kommenden Tage sollte mich ein Flugzeug aus Hailar abholen und ich zurück in die Zivilisation kommen. Zuerst einmal nach Tsitsihar, wo die Cafés voll sind von jungen, blühenden Mädchen. Ja, die Cafés von Tsitsihar lockten gewaltig.

O, in Changchunmiao gab es auch ein Café. Es war immer voll. Es war eine Lehmbude, wo von Gott weiß woher ein paar Papierkirschblütenzweige Japan vortäuschten und zwei japanische Mädchen den Männern dienten. Als ich am ersten Tage nach meiner Ankunft in dieses „Café" ging, wo ich dann später so oft beim Klange eines kreischenden Grammophons geweint habe", er wendet sich an mich, „ja, geweint habe ich! Schreiben Sie in Ihrer Zeitung, daß wir es hier manchmal kaum aushalten vor Heimweh, daß wir aber zu unserer Aufgabe halten, daß wir nicht aufgeben werden, nie, nie, wir Japaner sind zähe, und wir wissen, warum wir kämpfen. Genug damit, als ich in das „Lokal" kam und mich zu einem Mädchen setzte, um Bier zu trinken, da fragte sie mich, wo ich herkomme, und ich nannte meinen Heimatort in Japan. Schon füllten sich ihre Augen. Sie war in demselben Ort geboren. Ja, wie wir später feststellten, war sie eine Jugendgespielin von mir gewesen, soweit es so etwas bei uns Japanern gibt. Doch, doch, wir haben manchmal zu Neujahr mit unseren „Tennisschlägern" gespielt. Dann kam ich später in die Stadt, ging auf Schulen und Universitäten. War ohne Arbeit nach meinem Examen und frönte ein klein wenig marxistischen Ideen. Bis ich in die Mandschurei kam und eine Aufgabe sah. Jetzt kenne ich nur noch den Kampf gegen den Bolschewismus und für Japan.

Damals nun, an dem letzten Abend in Changchunmiao, saß ich wieder im Café und plauderte mit Miyako-san. Es wurde spät und ich wurde beinahe von der Traurigkeit angesteckt, mit der Miyako von meinem Scheiden sprach.

Da bellte plötzlich ein Maschinengewehr auf. Fast gleichzeitig drangen drei Männer in unsere Hütte. Ein Dutzend, oder waren es mehr, Pistolenschüsse knallten. Ich fühlte warmes Blut über mein Gesicht laufen. Doch ich fühlte keinen Schmerz. Mit grausamer Schärfe wußte ich aber, daß es in diesem Lokal kein Leben mehr geben konnte nach dem Feuerstoß der Kugeln. Und dann wurde mir alles klar. Mit einer Geistesgegenwart ohne gleichen hatte sich Miyako schützend vor mich gestellt. Sie hatte mein Leben gerettet. Aber mit der Wucht ihres fallenden Körpers hatte sie mich zu Boden gerissen, so daß die Banditen bei ihrer oberflächlichen Suche nach Überlebenden mich übergangen hatten. Langsam zog ich mich unter der Leiche meiner Freundin hervor. Die letzten Takte des Grammophonliedes, das von Treue und Vaterland sang, verklangen krächzend.

Ein paar Minuten später lehnte ich im Schatten einer Jurte und sah auf ein trauriges Bild. Die beiden Steinhäuser standen in Flammen. Alle Japaner und Japanerinnen, sowie die sechs mongolischen Polizisten waren von den Banditen gefangengenommen. Gefesselt marschierten sie jetzt an mir vorbei. Der Anführer des Räuberpacks war im Zucken der lohenden Flammen zu erkennen. Einen Augenblick nur sah ich sein Gesicht, aber das war kein Mongole, das war ein Russe. Also mongolisch-chinesische Banditen unter der Führung eines Russen waren jetzt Herr über Leben und Tod. Der Tod war den Gefangenen sicher. Unter den gegebenen Verhältnissen mußte er ein fürchterlicher werden! Ich schnappte ein paar Gesprächsfetzen einiger der finsteren Kerle, die hinter den Gefangenen herzogen, auf. Was ich hörte, war entsetzlich!

Der Russe hatte durchgesetzt, daß die Gefangenen nicht erschossen, sondern, daß man ihnen nur die Sehnen durchschneiden sollte an den Hacken oder ihnen zwei Schüsse in die Knie jagen würde. Dann wollte man sie nackt ausziehen und auf den Acker legen, wo sie bei der herrschenden Kälte langsam aber sicher erfrieren mußten. Die Hände sollten auf dem Rücken gefesselt bleiben. Der besondere Genuß dieser Todesart sollte für den Zuschauer, so erfuhr ich, hätte der Russe gesagt, in der Beobachtung der krampfhaften Zuckungen liegen, mit denen die Erfrierenden versuchen würden, ihr Blut in Zirkulation zu halten.

Mir graute! Was war zu tun? Konnte ich irgendwie helfen? Ich dachte an den Morseapparat. Ich pürschte mich an die betreffende Jurte heran. Zu spät! Man hatte die Apparatur entdeckt. Ehe ich noch nahe herankommen konnte, ging alles in Flammen auf.

Es gab nur noch einen letzten Ausweg. Es war unmöglich, die Gefangenen zu retten, vielleicht aber war eine Rache möglich. Vielleicht gelang es mir, die Brieftauben wegzuschicken. Auf dem Wege zu dem Platz der Brieftauben traf ich einen uns treu und unverbrüchlich ergebenen Mongolen. Er war dem Massaker entgangen. Man kannte ihn wohl nicht als zu uns gehörig. Er war hoch erfreut, mich lebend zu sehen. Wir schlichen uns zu seiner Jurte, krochen hinein und begannen eine Unterhaltung. An die Brieftauben heranzukommen war unmöglich. Sie waren schon tot. Nun erfuhr ich auch, daß mir dieser ganze Überfall gegolten hatte. Man hatte von meinen Aufgaben hier in diesem Bezirk Kenntnis bekommen und wollte mich unschädlich machen. „Man" war in diesem Falle das bolschewistische Rußland. Der russische Agent hatte getobt, als er erfuhr, daß ich nicht unter den Lebenden oder Toten sei. Sein Unmut machte sich in der Ausmalung der gräßlichen Todesstrafe für seine Gefangenen Luft.

Gerade hörten wir die ersten Schüsse und Schreie von dem Feld des Grausens am Eingang des Dorfes. Der Mongole erzählte weiter. Man hatte in Erfahrung gebracht, daß am folgenden Tage ein Flugzeug in Changchunmiao ankommen sollte, um mich abzuholen. Dieses Flugzeug wollte man auch erbeuten.

Mir schien alles hoffnungslos. Kein Morseapparat, keine Brieftauben. Wie sollten wir eine Rettung auch nur des Flugzeuges ermöglichen?

Ich überlegte hin und her. In die Stille, die zwischen uns entstanden, schnitten die Schreie der Sterbenden vom Mordplatz am Eingang des Dorfes. Da kam mir plötzlich ein Gedanke. Nur so war irgend etwas zu erreichen. Ich weihte den Mongolen ein. Er wollte mithelfen. So zog ich denn einen Pelzmantel des Mongolen an, und nach kurzer Wartepause schlichen wir uns zu dem Feld des Grauens, wo der Tod bereits seine Ernte unter den Erfrierenden begann.

Die Banditen feierten ihren Sieg in den Spielplätzen und Opiumhöhlen. Mein Plan war es, die Toten als Signal für die Flieger zu benutzen! Es war eine grausige Arbeit, die wir zu verrichten hatten. Manche Körper, die noch Leben in sich zeigten, aber völlig in der Agonie sich krümmten, mußten wir solange reiben, bis es uns gelang, die Körper zu strecken. Oft mußten wir nach dieser Streckprozedur noch einen Fangstoß geben. Aber wir brauchten gerade ausgerichtete Körper. Denn ich wollte mit den Körpern japanische Katakanazeichen bilden. Die weißen Figuren würden sich klar gegen das Braun des Feldes und der Ackerschollen abzeichnen. Der Flieger mußte darauf aufmerksam werden und sich nach den Zeichen richten.

Nach ein paar Stunden waren wir fertig. Die Zeichen besagten: Überfall! Schickt Truppen!

Wenn die Leute im Flugzeug dieses Zeichen sahen, dann würden sie zur nächsten Garnison fliegen und Truppen mit Lastwagen herandirigieren. Vielleicht würde es diesen Truppen gelingen, die Banditen noch vor ihrem Aufbruch zu erwischen.

Ich selbst konnte nicht in Changchunmiao bleiben. Ich machte mich auf den Weg, um die nächste Garnison zu Fuß zu erreichen. Ein grausamer Nachtmarsch in sibirischer Kälte stand mir bevor. Aber er mußte getan werden. Der treue Mongole wollte alles versuchen, um eine Verzögerung des Aufbruchs der Banditen zu erreichen. Wenn möglich wollte er die Räder der Ochsenkarren zerstören und den Lastwagen der Banditen, mit dem sie bis in die Nähe von Changchunmiao gekommen waren, und den sie nach der Eroberung herangebracht hatten, arbeitsunfähig machen.

Gegen Mittag des folgenden Tages — nur der Gedanke, daß jede Ruheminute mich dem Tod näherbringen würde, hielt mich noch aufrecht — sah ich Lastkraftwagen am Horizont. Die Entsatztruppen! Das Signal der Toten hatte seine Schuldigkeit getan! Ich sank erschöpft und betäubt zu Boden.

Ich erwachte erst wieder im Hospital der Garnison. Bald erfuhr ich, daß man die Banditen noch erwischt hatte. Sie waren ihrer gerechten Strafe zugeführt worden. Auch der Russe war tot. Man hatte bei ihm wertvolle Geheimpapiere gefunden.

Die Körper der toten Japaner hatte man mit in die Garnison geschafft. Ich sorgte dafür, daß Miyako eine Beerdigung mit allen militärischen Ehren erhielt.

Das hatte sie doch verdient!"

Nakamura hat seine Erzählung beendet. Wir schweigen alle lange. Jeder trinkt ein paar Gläser Saké auf die Toten von Changchunmiao, die doch dem Leben dienten. Dann gingen wir nach Hause. Jeder den Kopf voller Gedanken.

Wir werden diese Episode aus dem Kampf um die Mandschurei so leicht nicht vergessen.

Text und Bilder: Werner Asendorf

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK HEIDELBERG
© Universitätsbibliothek Heidelberg
http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/wehrmacht1936_1937/0579
gefördert durch
Baden-Württemberg

HÖCHSTLEISTUNGEN

durch einbaufertige

RHEINMETALL-BORSIG

KURBELWELLEN

U 31 fährt doch ...

DAS SCHIFF AUS DEM JENSEITS

Ein Tatsachenroman von CLEMENS LAAR mit Zeichnungen von THEO MATEJKO

3. Fortsetzung

Der Deichhof liegt, breit und behäbig in den Windschatten des großen Walles geschmiegt, eine gute halbe Stunde vom Dorf entfernt, und als Pastor Sörensen sich durch den halbdunklen Flur tastet, weiß er nicht, ob sein Herz ihm von dem langen Weg so beklommen ist, oder von dem, was er jetzt hinter sich bringen muß.

Geradezu widerwillig schlurft er über den Backsteinboden, den Generationen von Steerts so ausgetreten haben, daß er eine richtige längliche Mulde geworden ist.

„Die Fru ist buten in de Rosenlaub'", hat ihm der Knecht im Hof gesagt, und vielleicht ist erst damit das ganze Weh, das er mit sich trägt und weitergeben muß, so recht über den Pastor Sörensen hereingebrochen. In der Rosenlaube mit der Aussicht auf den Deich, mit dem weiten, unendlichen Himmel dahinter, hatten sie so oft gesessen, er und der ältere Heiko Steerts, und der kleine Heiko hatte still und mit tief gebannten Jungenaugen dabei gesessen, wenn sie von der Welt und den Zeitläuften sprachen. Der alte Freund Steerts war nun schon lange tot, und da unten im Dorf direkt neben dem Turm lag er, und dann und wann konnte man stumme Zwiesprache mit ihm halten. Wo aber der andere Heiko war ...

Da hat er endlich die Tür aufgezwungen, die vom Flur auf den rosenübersponnenen Anbau führt, und in einer Flut von später Nachmittagssonne, die wie eine einzige goldzerstaubte Wolke hinter dem Garten über der Deichkrone steht, sitzt die gerstenblonde Gesche Steerts. Sie schneidet Kohlrabi und sieht ihm mit jener stillen, ernsten Freude entgegen, die bei den Frauen dieses Landes wie ein warmer, inniger Sommerwind ist.

„Bleib man sitzen, min Deern."

„Aber ..."

„Nachher darfst du mir einen Kaffee machen, Gesche, aber jetzt ..."

Sie sieht ihn mit ruhigen, hellen Augen an. „Es ist Nachricht da, Herr Pastor?"

Er beschäftigt sich stumm mit seinem Taschentuch.

„Ich seh's doch, Herr Pastor, daß Nachricht da ist. Das Boot ist da, ja?"

Der Wind hat eine Ranke des Crimson Ramblers vom Spalier gelöst, Pastor Sörensen braucht ungewöhnlich lange, ehe er den wippenden Zweig mit den vielen Knospen sanft wieder im Flechtwerk befestigt hat.

„Nun hör einmal gut zu, Gesche. Ich weiß ja, du bist eine tapfere Frau, aber nun mußt du auch einmal eine vernünftige Frau sein. Es geht nicht, daß du dich in unsinnigen und krankhaften Vorstellungen verlierst. Das ist beinah sündhaft. Wir müssen das tragen, was der Herrgott uns auf die Schultern legt, und in dieser Notzeit müssen es viele tausende Frauen tun. Man darf sich nicht drücken wollen vor seinem Schicksal, weil das Unnatur ist gegen Gottes Willen und nur zu ganz großem Unheil führen kann ..."

Er ist heiser und hält inne. Es ist ihm selbst klar, wie wenig Kraft hinter dem steckt, was er da eben gesagt hat. Damit dringt er nicht durch den Panzer eines unnatürlichen verstiegenen Glaubens, mit dem diese Frau unschuldsvoll willkürlich ihre Seele gewappnet hat.

„Das Boot ist da, Herr Pastor?"

„Gesche!" Er greift nach ihrer Hand, die sie ihm mit einem ruhig versonnenen Lächeln läßt. „Ja, ich habe Nachricht, Deern. Der Korvettenkapitän Gayer hat mir noch einmal einen langen, einen guten und sehr schönen Brief geschrieben. Man ... man hat jetzt U 31 ganz aufgegeben ..."

Er sieht sie angstvoll an, aber nichts kann das tiefe, entrückte Lächeln auf ihrem Gesicht zerstören.

„Das Boot ist da, Herr Pastor?"

„Nein, Gesche. Es wird auch niemals wiederkommen. Du mußt tapfer sein und daran denken, daß du ein neues Leben anfangen mußt. Wir alle müssen im Sinne unserer Toten leben, und wo in Deutschland ist ein Haus, in dem diese schwere Aufgabe nicht zu erfüllen ist? Du hast Pflichten, Gesche, denk an den Hof."

„Der Hof ist in Ordnung. Heiko wird nichts sagen können, wenn er wiederkehrt. Nicht ein Wort, Herr Pastor."

„So meine ich das ja nicht, Gesche. Sieh mal, du mußt es tragen. Dein Heiko ist tot. Wie so viele andere hat er sein Leben hingegeben, damit unseres hier im Lande weitergeht. Und man kann nicht gesund und richtig leben, Gesche, wenn man sich in so abergläubischen Gedanken vergräbt wie du. Man muß sein Leid überwinden, aber nicht vor ihm flüchten. Sieh mal, vielleicht will es die Fügung, daß ..."

Er will davon sprechen, daß jenes Kind, das Gesche erwartet, ein Hoferbe wird, und daß dieser Knabe nicht in der falschen Hoffnung aufwachsen darf, sein Vater kehre zurück. Er will ihr sagen, daß es auch ein Unrecht gegenüber dem Toten ist, wenn sie damit dem Sohn den Stolz auf das Opfer des Vaters verwehrt.

Alles das will er sagen, aber da ist es ihm jählings wie Schuppen von den Augen gefallen. Ganz kläglich kommt er sich vor und ganz im Unrecht.

Was er für eine beginnende Geistesverwirrung bei der Frau gehalten hat, der man rechtzeitig steuern mußte, diese exaltierte Inbrunst des Glaubens, diese verzückte Sicherheit, diese ganze so unbegreifliche Gemütsverwirrung hat ja bestimmt ihren Ursprung in dem Zustand der Frau. Wenn auch in dieser Übersteigerung ...

Er ist jetzt ganz unsicher geworden, und so sitzt er nur stumm und hilflos da und sieht auf die fleißigen Hände. Sein ganzer Plan, vernünftige Ordnung in dieses überschattete Frauendasein zu bringen, fällt in sich zusammen.

Nein, jetzt darf er es ihr nicht sagen, was ihm der Korvettenkapitän geschrieben hat.

Als U 31 überfällig wurde, im Beginn des Februar, da waren zuerst U-Boote ausgeschickt worden, um zu suchen. Vielleicht, daß es irgendwo havariert umhertrieb.

Sie waren alle ergebnislos zurückgekehrt.

Dann waren die Seeflieger von Helgoland aufgestiegen, dann die Luftschiffe von Nordholz und Fuhlsbüttel.

Nicht, daß man an dem Schicksal von U 31 zweifelte, aber vielleicht waren irgendwo treibende Wrackteile zu entdecken, vielleicht daß man es gesprengt und verlassen irgendwo an der Küste fand. Auch ein treibender Rettungsring oder eine Boje konnten Auskunft geben.

Nichts fand man.

Der Nachrichtendienst hatte die englischen Blätter durchgearbeitet. Wenn U 31 vom Gegner zerstört worden war, dann mußte sich irgendwo mit Sicherheit eine Angabe darüber finden lassen.

Auch der Nachrichtendienst fand nichts.

Gut, es mochte seine Gründe haben. Aus Täuschungsgründen verschwieg man dann und wann auch einmal auf der eigenen Seite einen Erfolg. Klarheit über das Schicksal von U 31 konnten jetzt nur noch die Informationen der Agenten bringen. Bis dahin mußte man abwarten. Verloren war U 31 auf jeden Fall. Selbst wenn nur einige der Besatzung in Gefangenschaft geraten wären, hätte man längst Nachricht erhalten.

So wurde es Frühling.

Jetzt ist Sommer, und jetzt weiß man auch von den Agenten, daß wohl für immer das Schicksal des U 31 und seiner Männer unbekannt bleiben wird. Auch in England ist nichts bekannt von diesem Boot. Niemand weiß etwas von seiner Fahrt, niemand etwas von seinem Ende. Wahrscheinlich eine Treibmine, eine plötzliche Explosion und ...

Alles andere weiß die Tiefe. U 31 ist jetzt für endgültig verloren erklärt worden.

Still sieht Pastor Sörensen in den Sonnenglast hinein. Irgendwo da hinten im Westen schläfst du nun, Heiko Steerts, und hier sitzt deine Frau, und der Herrgott hat ihr Herz gesegnet oder verdammt, daß sie es nicht glauben will. Gesegnet oder verdammt hat sie der Herrgott vielleicht zum ewigen Warten, zu einem endlosen inneren Verzehren.

Da beginnt sie selbst wieder zu sprechen.

„Der Heiko lebt, das weiß ich, Herr Pastor, und seine Kameraden leben auch. Ich weiß das ganz genau. Damals, als Sie mich zur Borkumbrücke geschickt hatten und ich plötzlich wußte, daß ich ein Kind haben werde, wo doch eigentlich noch gar nicht die Rede von sein konnte, da war das auch so. Eine Frau weiß manchmal mehr als alle Klugsnackers, mit Verlaub, Herr Pastor."

Sörensen fröstelt. Ist das nun wirklich nur noch Schwangerschaftspsychose, oder ist es schon beginnender Wahnwitz? Oder ...

So viel absonderliche Dinge hat der Krieg heraufbeschworen. So viel ist wahr geworden, was man früher niemals geglaubt hätte. Jeden Tag wird erneut möglich, was vor wenigen Monaten noch blanke Unmöglichkeit war. Vielleicht ist das, was ihn jetzt so unheimlich berührt, was von dieser Frau zu ihm herüberweht, auch nichts anderes. Gesegnete Frauen sind ja den rätselhaft gewaltigen Kräften, mit denen Gott die Welt bewegt, näher als andere Menschen. Warum sollte es nicht sein ...

Ein Schiff und eine Mannschaft sind ein halbes Jahr verschollen. Niemand weiß etwas von ihnen. Es ist so, als seien sie geradewegs in die Tiefe der Erde gefahren. Aber kann man nun wirklich mit Ernst behaupten, daß sie für immer aus der Liste der Lebenden ausgelöscht sind? Sind die Wahrheiten, mit denen man diese Meinungen stützen will, größer als das mystische Wissen eines Frauenherzens?

Schon so viel seltsame Dinge hat man im Krieg gehört ...

Straff und jung, das unvergängliche Leben selbst, steht Gesche Steerts auf und schüttelt die Kohlrabi in der Schüssel zurecht.

„Ich weiß es schon, Herr Pastor. Der Heiko hat ja immer gesagt, daß sie noch mal was ganz Besonderes machen würden, er und das Boot und sein Oberleutnant. Und jetzt sind sie dabei, und alle werden noch staunen, Herr Pastor ..."

Und geheimnisvoll: „Hinnerk Vater sagt's ja auch. Die sind in London, hat er gesagt, und liegen da in dem großen Fluß und warten man bloß so. Und dann kommt der Grey oder der englische König vorbei, und

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK HEIDELBERG
© Universitätsbibliothek Heidelberg
http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/wehrmacht1936_1937/0581
gefördert durch Baden-Württemberg

schon haben sie ihn, und dann man schnell ab nach Deutschland, und dann ist auch der Krieg aus . . ."

Greisenblödheit, will der Pastor sagen, törichtes Schäfergetratsch, aber dann besinnt er sich und bleibt stumm. Er begreift die kindhafte Einfalt, mit der hier der Glaube sich ein kärgliches Verstandesgerüst zimmert. Wenn er an der inbrünstigen Gewißheit, an der mystischen Hellsichtigkeit einer unzerstörbaren Liebe nicht rütteln will, dann darf er auch dieses kindliche Hilfswerk nicht niederreißen. Wortlos steht er auf und streicht ihr über den Scheitel.

Später trinken sie Kaffee und reden, daß es eine gesegnete Ernte geben wird.

*

Wouldestoft an der nördlichen Küstenspitze der Grafschaft Suffolk hat schwerlich mehr Häuser als Buchstaben in seinem Namen zu verzeichnen, aber sein Pub, sein Wirtshaus mit dem bunten Schild „The three Oilments" ist doch eine große Sache. Selbst wenn die Kalfänger von Wouldestoft auf See sind, ist immer etwas los.

Besonders jetzt im Kriege. Da sind die Artilleristen von den Küstenwerken von Corton, da sind die Besatzungen von der Bewacherflottille, deren Boote sich mit den Kalkuttern in dem kleinen Hafen quetschen, und da kommen manchmal sogar die sonst so zurückhaltenden Herren von der Coastal Supervision aus Yarmouth herein, wenn ihnen auf ihrem Motorrad der Küstenwind zu unliebenswürdig zwischen die Rippen gegriffen hat.

Immer ist etwas los in den „Three Oilments", aber heute, am 15. Juli 1915, geht es besonders hoch her.

Nicht, daß die Wände beben vor lauter Fröhlichkeit. So ist das nicht gemeint, hierorts, wenn man sagt, daß etwas los ist. In dieser rauhen Landschaft zwischen dem Meer und der Welt des Ackers bestimmen Männer die Anschauungen, und für Männer ist etwas los, wenn die Atmosphäre prickelt vor Erregung, wenn das Abenteuer und die harte Tat zwischen den dicken Tabakwolken unter der Decke hängen und wenn Worte nur gesprochen werden, weil irgendwo dahinter Möglichkeiten für die Fäuste zu ahnen sind.

Hoch geht es her in den „Three Oilments", und das sind nicht Lachen und Tanz und klirrende Scherze, sondern heute große, ganz große Nachrichten.

Die man natürlich zunächst einmal bezweifeln muß, weil das so Brauch ist unter Männern, und Rede und Gegenrede notwendig sind wie die Luft zum Atmen.

„An' I tell ye, I've seen it whi'me own darned oies . . ."

Mit ihrem Zweifel haben sie den Kalfänger Orcham beinahe zur Verzweiflung gebracht. Und wenn ich's doch sage, mit meinen eigenen Augen habe ich's gesehen . . .

„Chunk!" sagt der alte Peasey, der einmal einen großen Ostindier geführt hat und infolgedessen immer das große Wort der Oppositionspartei führt. Quatsch, absoluter Quatsch.

Es ist ja auch schon ein bißchen wild, was der windige Orcham erlebt haben will, wenn auch im Grunde jeder von der Wahrheit überzeugt ist.

„Now lemme tell it again . . ."

Also noch einmal die schon etwas unheimliche Geschichte. In der letzten Nacht war er draußen, der Orcham. Natürlich, Kale werden gebraucht, Krieg oder nicht Krieg. Ist ja auch nichts weiter bei. Die Kalgründe liegen noch in flachem Wasser, keine zwei Seemeilen weit draußen.

Orcham war also auf See, und gegen drei Uhr morgens, es war gerade hell geworden und Zeit, die Kalschnur hereinzunehmen, da stolpert er verschlafen aus seiner Bunk, und wie er die Nase in den Wind drehen will, um mal nach dem Wetter zu schnuppern, da . . .

Also zuerst hat er es selber nicht glauben wollen. Er hat die Augen zugekniffen und wieder aufgemacht, aber es war da. Hell, es war da und kam immer mehr auf ihn zu. Unbeirrt . . .

Das Blut ist ihm in der Brust erfroren. Zuerst hat er an ein Riesentier geglaubt, an einen Wal. Auch an die Seeschlange hat er gedacht, aber nur eine Sekunde oder so, und dann hat er auch schon begriffen, was los war. Ein U-Boot war es, ragte man gerade so mit dem Turm und dem ersten Aufbau über Wasser.

Ganz langsam zog es auf ihn zu, schnurgerade. Grauenvoll war es in dem gespenstischen Nebellicht, wo keine Christenseele richtig ausmachen konnte, wo das Meer aufhörte und der Himmel anfing. Brüllen wollte er vor Angst und Entsetzen, aber er brachte keinen Ton heraus. Nur hinstarren konnte er auf das unheimliche Ding, das immer näher und näher zog. Keine hundert Yards war es mehr entfernt. Es wollte ihm ans Leben, das war klar — Rammen . . .

Jetzt sah er auch, daß es ein deutsches U-Boot war. Ganz außer Frage, ein deutsches.

Woher er denn gewußt hat, daß es ein Hunne war?

„Ganz einfach. Sind unsere Boote schwarz oder grau?"

„Schwarz natürlich."

„There ye are, es war grau. Das konnte ich nun doch noch sehen."

Noch näher kam das unheimliche Ding, aber das Schlimmste war, daß Orcham keine Menschenseele an Bord entdecken konnte. Wie der „Fliegende Holländer" kam das Ungetüm auf ihn zu, und wenn er nicht im letzten Augenblick zur Besinnung gekommen wäre und das Grauen und die Angst abgeschüttelt hätte, wenn auch nicht wie durch ein Wunder der Motor sofort angesprungen wäre, also dann gäbe es keinen Jimmy Orcham und keinen Kutter WE 3 mehr in der britischen Fischerei. Hinter dem Heck zog das U-Boot vorbei, immer noch ganz, ganz langsam, aber als Orcham jetzt endlich den Mund aufmachte und um Hilfe brüllte und die anderen an Deck gestürzt kamen, da war wie durch einen Zauberspuk das U-Boot wieder verschwunden. Vielleicht war es getaucht, vielleicht lag es auch daran, daß die Brise den Bodennebel vom Land herangeschoben hatte.

Zu viel getrunken, Orcham!

Schlecht geträumt, Orcham!

Richtige Heimkriegerangst, Orcham!

„Shut ye dirty traps! An what about me garns?"

Ja, da hat er nun wieder recht. Seine Leinen waren weg. Regelrecht abgerissen, das konnten die anderen bezeugen, der Boatswain und der Junge. Also . . .

„Chunk", erklärt der alte Ostindier noch einmal. „Was soll ein deutsches U-Boot hier zu suchen haben? Die sind da, wo sie unsere Frachter in die Luft

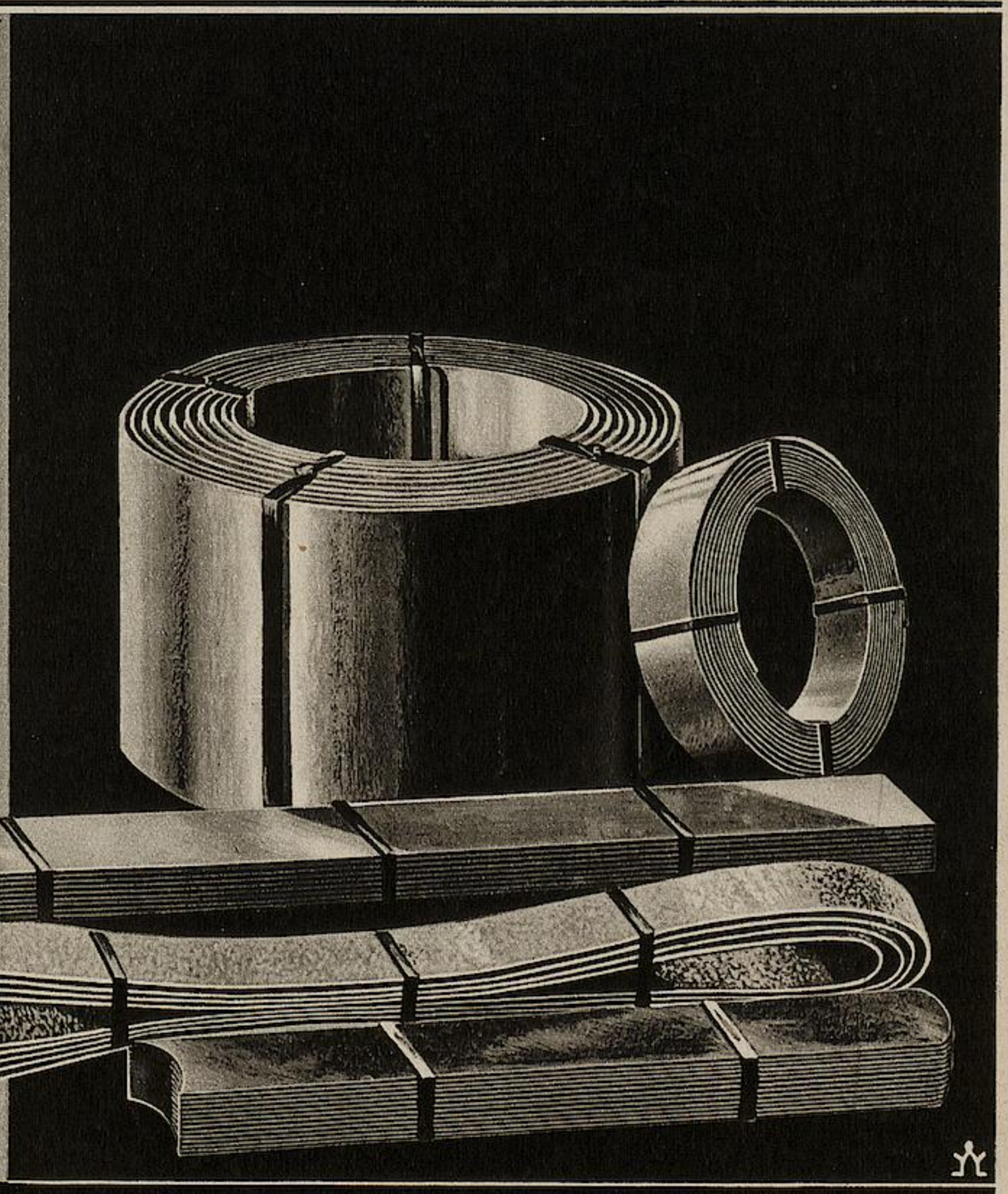
UNSERE 4 WERKE

Bandeisenwalzwerke A.-G., Dinslaken · Deutsche Röhrenwerke A.-G., Werk Thyssen, Mülheim (Ruhr)

Bochumer Verein für Gußstahlfabrikation A.-G., Bochum

„Wurag" Eisen- und Stahlwerke A.-G., Hohenlimburg

liefern alles, was Bandeisen heißt, in bewährter Güte durch



WESTDEUTSCHES BANDEISENKONTOR G.M.B.H.
MÜLHEIM (RUHR)

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK HEIDELBERG

© Universitätsbibliothek Heidelberg
http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/wehrmacht1936_1937/0582

gefördert durch
Baden-Württemberg

Hinter dem Heck zog das U-Boot vorbei. Immer noch ganz, ganz langsam . . .
Zeichnung Matejko

blasen können. Hier ist kein Handelsverkehr, der die Hunnen interessieren kann. Aber dafür gäbe es schon noch eine Erklärung. Was aber, frage ich, sucht ein U-Boot auf fünfzehn Faden Wassertiefe? Daran habt ihr wohl alle nicht gedacht, wie? Ein U-Boot ist doch kein Schlickrutscher. Was hat das hier so dicht unter der Küste zu suchen?"

Ja, wenn man schon annehmen will, daß Orcham richtig gesehen hat, und das muß man ja wohl, denn er ist ja einer von ihnen, was hat das dreimal verdammte Hunnenboot hier direkt unter ihrer Nase an der Küste zu suchen? Was für eine neue Teufelei haben die Deutschen sich da ausgedacht?

Alle sehen sie fragend zu den beiden Beamten von der Coastal Supervision hin. Eine solche Frage zu beantworten, ist schließlich deren Sache. Die müssen es schließlich wissen, die wissen wahrscheinlich überhaupt längst von diesem geheimnisvollen U-Boot.

„Na, Governors?"

Aber die zucken seltsamerweise die Achseln, was mit Mißvergnügen bemerkt wird. So so, offiziell tun, wenn es mal wirklich drauf ankommt. Sonst aber immer das große Wort führen und so tun, als ob man was ganz Besonderes ist. Was ist los mit dem deutschen U-Boot?

„Gentlemen", sagte der ältere der beiden Beamten beruhigend, „man muß im Kriege nicht immer gleich alles glauben, was man hört. Man darf nicht einmal das glauben, was man sieht. Weil man nämlich nur glaubt, es zu sehen, und deshalb darf man es nicht glauben. Halluzinationen und so. Sie wissen ja, Gentlemen!"

Oho, soll das etwa heißen . . .

Sein Begleiter ist der einstige Sergeant Whirl vom Central Investigation Department, London. Er möchte seinem Begleiter am liebsten einen Tritt geben. Das kommt davon, wenn man Soldaten von heut auf morgen zu Kriminalisten machen will. So geht das doch nicht!

Natürlich dürfen die Leute hier nicht merken, daß man die Geschichte ernst nimmt. Verflucht ernst sogar, und daß man dem Anscheine nach endlich das gefunden hat, wonach man seit Monaten sucht. Was man selbst schon für eine alberne Einbildung gehalten hatte. Natürlich darf es hier niemand wissen, daß die etwas wirre Erzählung dieses Burschen . . . dieses Orcham, schon in der nächsten Stunde durch das Kabel nach London fliegen wird. Aber erwachsenen Männern einfach so zuzusprechen wie kleinen Kindern . . .

Bless your eyes, wie bringt man das nur wieder in Ordnung? Zunächst bestellt man wohl am besten eine Runde, und dann sagt man langsam und bedächtig:

„Well, es wird schon etwas dran sein an der Geschichte, aber mit natürlichen Dingen geht das nicht zu. Ganz und gar nicht."

Den Rest deutet er mit vielsagendem Achselzucken an, um sich schließlich nach längerem Drängen zu näheren Angaben herbeizulassen.

„Also eine Erklärung muß es doch geben. Daß ein erwachsener Mann, ein Seemann dazu, etwas sieht, was gar nicht da ist, das ist wohl schwer anzunehmen. So etwas soll wohl dann und wann vorkommen, aber . . . Well, Gentlemen, von uns glaubt keiner, daß dieser Herr dort jemand ist, der an Sinnestäuschung leidet. Ein richtiges U-Boot kann es aber auch nicht gewesen sein . . . Nein, nein, davon kann gar keine Rede sein. Neben allen anderen Gründen haben Sie

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
HEIDELBERG

© Universitätsbibliothek Heidelberg
http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/wehrmacht1936_1937/0583

gefördert durch
Baden-Württemberg

ja gehört, daß der Herr dort keine Menschenseele an Bord erblickt hat. So etwas kommt aber nur vor, wenn das Boot gerade aufgetaucht ist. Woher aber soll es aufgetaucht sein, wenn meilenweit in der Gegend das Wasser gerade so tief ist, daß ein normales U-Boot, das bis zum Turm im Wasser liegt, mit dem Kiel den Boden streift. Also ..."

Alles weitere bleibt nun doch Achselzucken. Die beiden Herren von der Coastal Supervision zahlen und verschwinden, und wenigstens der einstige Sergeant Whirl ist zufrieden mit den Netzen, die er so kaltblütig und klug im kritischen Augenblick ausgeworfen hat. Es sollte doch mit dem Teufel zugehen, wenn die Leute von der Küste sich in der aufgestellten Falle nicht mit der Eigenschaft verfangen, die eine der hervorstechendsten bei ihnen ist: mit dem Aberglauben.

So wird das „Geister-U-Boot" geboren, das einige Wochen lang die Fischer und Schiffer zwischen Yarmouth und Orfordneß in Panikstimmung halten soll und das noch heute in mondhellen Nächten als Vorbote von Unheil und Verderben gesehen wird.

Von ganz alten und von ganz jungen Menschen.

*

In Whitehall glaubt man selbstverständlich nicht an das Geister-U-Boot, wenn auch der Gedanke an den bewußten geheimen U-Boots-Stützpunkt nach den ersten Erfahrungen mit dem uneingeschränkten U-Boot-Krieg stärker als zuvor durch die Akten läuft.

Um so intensiver aber ist die Instanz, die man selbst ins Dasein gerufen hatte, von der Wahrheit der geheimnisvollen Vorgänge im Yarmouth-Distrikt überzeugt: der Coastel Supervision Service.

Monatelang hat man ergebnislos gearbeitet, man war langsam zum Gespött geworden und hatte seine Arbeit als „wild goose chase" bezeichnen lassen müssen, als eine Jagd auf wilde Gänse, als ein Treiben also, das von vornherein als erfolglos gilt. Man war sich selbst schon ein wenig komisch vorgekommen, aber jetzt hatte man die Spur, und die ließ man nicht wieder los.

Erstaunliche Aktenberge von Protokollen und Augenzeugenberichten bringt der Coastal Service in kürzester Zeit zusammen. Zwei Drittel davon, das weiß man selbst, sind fraglos Ausgeburten erhitzter Phantasie. Geheimnisvolle Signale draußen auf der See, Blinklichter am Land, das U-Boot selbst in hundertfacher Variation, landfremde und unbekannte Männer, die an entlegenen Orten ertappt werden, und die Englisch mit spürbar deutschem Akzent sprechen. Männer übrigens, die regelmäßig einen Kaiser-Wilhelm-Schnurrbart tragen und blonde, dicht über der Kopfhaut abgeschorene Haare haben.

Es ist klar, daß man es hier mit den bekannten Erscheinungen der Massenpsychose zu tun hat, verstärkt durch den ohnehin tief verwurzelten Hang der Küstenmenschen zu allen Dingen zwischen der Wirklichkeit und dem Phantastischen.

Man kennt das ja so gut. Überall in England sieht man jetzt nach den Zeppelinangriffen geheimnisvolle Luftschiffe schweben, überall werden deutsche Vermessungstrupps beobachtet, die in düsterer Geschäftigkeit die Invasion vorbereiten, und wenn da und dort ein Rentner auf die Idee kommt, als Schutz gegen den ewig rieselnden Regen den Raum zwischen Haus und Holzschuppen zu zementieren, dann ist die ganze Umgegend überzeugt, daß er im Auftrage des Großen Deutschen Generalstabes zukünftige Stellungen für schwere Geschütze vorbereitet.

Alles das kennt man, aber neben diesen fragwürdigen Angaben bleiben noch sehr viele präzise Unterlagen, die keinen Zweifel an der Tatsache lassen, daß wirklich ein oder mehrere deutsche U-Boote eine höchst mysteriöse Tätigkeit zwischen der Suffolk- und der Norfolkküste entfalten.

Da sind die Aussagen der beiden Turmwächter von Lowestoft. Keine dreißig Yards von ihren Füßen entfernt, geradezu mitten in der Brandung, haben sie das Boot gesehen. Sie wollen sogar gehört haben, wie es knirschend über die Felsbänke strich.

Unwahrscheinlich?

Keineswegs. Ein U-Boot, das aus diesen oder jenen Gründen Veranlassung hat, dicht unter der Küste zu operieren, kann schon einmal in diese Lage kommen. Auch die deutschen Navigationsoffiziere sind keine Zauberer, und die vertrackten Stromverhältnisse gerade hier zwischen dem Hoofden und dem Wash lassen es als sehr verständlich erscheinen.

Dann haben auch die eiligst im Küstenraum von Yarmouth zusammengezogenen Bewacher ihren ersten Erfolg erzielt. Es war sehr schwer gewesen, dieses Zugeständnis zu erreichen, aber wie richtig man gerechnet hatte, zeigte sich sehr schnell.

Die Kommandanten dieser ehemaligen Fischdampfer hatten keine Ahnung, was ihre eigentliche Aufgabe sein sollte. Sie glaubten, einem erwarteten Vorstoß deutscher Minenleger begegnen zu sollen, aber zwei von ihnen sichteten unabhängig voneinander am 26. und am 30. Juli ein deutsches U-Boot, das unerklärlicherweise dicht unter der Küste in langsamer Fahrt entlangfuhr. Unglücklicherweise herrschte äußerst unsichtiges Wetter, und beide Male verschwand das seltsame Schiff im Nebel und konnte nicht wieder aufgespürt werden.

Was hat die Admiralität zu diesen Dingen zu sagen? Rubbish, erklärt die Admiralität. Es ist kein Grund ersichtlich, warum deutsche U-Boote — oder zumindest eines — in einem so überaus gefährlichen Fahrwasser arbeiten sollten. Die einzige Erklärung wäre tatsächlich die Existenz eines geheimen Stützpunktes, aber keine mit einiger Vernunft begabte Marineleitung wird einen solchen dort aussuchen, wo er von den Booten nur in aufgetauchtem Zustand zu erreichen ist. Sie wird ihn auch nicht in ein Gebiet verlegen, das praktisch bedeutungslos geworden ist, da dort kein Schiffsverkehr mehr herrscht.

Bitte, Gentlemen, ein einziger Blick auf die Seekarte wird Sie überzeugen. Genau das Gebiet, das als das Revier Ihrer gespenstischen U-Boote gilt, ist restlos von deutschen Minen verseucht. Wir haben es gesperrt für den Durchgangsverkehr der Kauffahrteilinien und auch unsere Kampfeinheiten, also welch ein Interesse kann die deutsche Marineleitung an diesem Distrikt haben?

Ein Argument, das sich als ein herrliches Stichwort für den Coastal Supervision Service herausstellt.

Warum eigentlich immer dieses Problem unter maritimen Gesichtspunkten ansehen? Wird im Kriegsrat nicht immer noch von der Möglichkeit einer deutschen Invasion gesprochen? Hält man nicht immer noch große Truppenkontingente, die dringend in Frankreich gebraucht würden, aus diesem Grunde auf britischem Boden zurück?

Kann es denn nicht so sein, daß die geheimnisvollen U-Boote vor Yarmouth deutsche Generalstabsoffiziere an Land setzen, die das Landungsmanöver des deutschen Heeres und den Aufmarsch vorbereiten sollen? Gerade die Tatsache, daß die rätselhaften Vorgänge an der Küste sich in einem Gebiet abspielen, das seiner Anlage nach eine schnelle deutsche Frontverbreiterung gestattet, ohne daß der Vorteil des Verteidigers zum Tragen kommen kann, nämlich die Existenz und die Beherrschung des Eisenbahnnetzes und damit die Gewährleistung eines schnellen Aufmarsches. Nirgendwo in England ist das Eisenbahnnetz so spärlich wie gerade hier, und deutsche Kavallerie-Einheiten könnten in vier Tagen die Verbindung der Hauptstadt mit dem nordwestlichen Industriebezirk unterbinden.

Well, das stimmt alles zu einem Teil, und zum andern ist es wieder wilde Phantastik, aber wer hätte zu Kriegsbeginn damit gerechnet, daß man überhaupt jemals im eigenen Lande den Krieg spüren würde!

Jetzt sind die U-Boote da, jetzt krachen Nacht für Nacht fast die Halbzentnerbomben der deutschen Luftschiffe.

Wer hätte es für möglich gehalten, daß die Deutschen mit zwei Armeen gerade vierzehn Tage nach Kriegsausbruch schon neunzig Kilometer vor Paris stehen?

Nein, man hat in diesem Kriege gelernt, das Unwahrscheinliche nicht für das Unmögliche zu halten, aber . . .

Aber kann es nicht auch so sein, daß es sich bei dem Gespenster-U-Boot um ein Schiff handelt, das regelmäßig deutsche Agenten an Bord nimmt und andere absetzt? Was hat der Leiter der Gegenspionage, der Admiral Reginald Hall, dazu zu sagen?

Rubbish, erklärt auch der Admiral Hall. Als Nachrichtenübermittlung kommt ein U-Boot gar nicht in Frage. Es ist viel zu langsam, und ein Agent, der wirklich gute Arbeit leisten will, der darf sich nicht bei Nacht und Nebel in das Land schleichen. Die berühmten Kämpfer im Dunkeln dürfen nämlich ganz und gar nicht im Dunkeln arbeiten. Sonst hat man sie sehr schnell.

Nein, wenn deutsche Agenten bei uns im Lande arbeiten — und ich habe leider Veranlassung, anzunehmen, daß dies in recht erfolgreicher Weise der Fall ist —, dann kommen sie mit echten neutralen Pässen aus den skandinavischen Ländern, oder aus Holland, oder aus Amerika. Alles andere ist unsinnige Boyscout-Romantik.

Eine Stelle nach der anderen erklärt sich desinteressiert, aber jede beginnt eine plötzliche intensive Tätigkeit. Es könnte doch immerhin sein, denn, wie gesagt, man darf niemals das Unwahrscheinliche mit dem Unmöglichen verwechseln . . .

Was die Deutschen auch vorhaben mögen, die Tatsache, daß sie eine rätselhafte Aktivität im Raum vor Yarmouth entfalten, kann nicht nur als Märchen beiseite geschoben werden. Man sichtet ein gespenstisches U-Boot, entdeckt es unter Bedingungen, die seiner Art und seinem Wesen völlig widersprechen. Aber gerade das gibt zu denken. Die Herren vom Coastal Service haben recht. Gerade ein Blick auf die Karte beweist, daß dunkle Unternehmungen eines deutschen U-Bootes eigentlich kein günstigeres Gebiet finden können. Ungestörter zu arbeiten kann ein deutsches U-Boot nirgendwo hoffen, und was das eigene große Minenfeld angeht, so werden die Deutschen ja wohl bei ihrem Ordnungssinn ganz prächtig genaue Lagekarten besitzen. Also . . .

Also schwärmen neben den Beamten des Coastal Service und den lokalen Polizeibehörden die Männer des Astonschen Secret Service, Admiral Halls Abwehragenten, die Spezialbeamten des Central Investigation Department und schließlich noch eine Reihe von Offizieren des Army Intelligence Department durch das Land.

Infolgedessen läßt sich auch die Admiralität herbei, die U-Boot-Falle „Taranaki", die gerade erst bei einem Zusammentreffen mit dem deutschen „U 40" Erfolg gehabt hat, von der schottischen Küste in das verdächtige Gebiet zu rufen. Desgleichen bekommt der Commodore Keyes den Auftrag, mit den Zerstörern „Firedrake" und „Lorcher" unter Umgehung der minenverdächtigen Planquadrate bis auf weiteres einen Bewachungsdienst im Raum zwischen Harwich, Outor Gabbard und Smiths Knoll Feuerschiff durchzuführen. Auch mit Geister-U-Booten wird man fertig werden.

Schluß folgt

Nicht die Klinge ist schuld! Denn wenn Ihre Haut rissig und spröde ist, kann selbst die beste Rasierklinge nicht glatt darüber hingleiten. Kräftigen und glätten Sie daher Ihre Haut vorm Einseifen mit Nivea-Creme. Der Gehalt an Euzerit macht Nivea so wirksam.

C76

Sicherung der Zukunft durch den Abschluß einer Kapitalversicherung bei der
Bayer. Beamtenversicherungsanstalt v. a. G. / München, Lenbachplatz 4
Lebensversicherungen mit Einschluß der Dienstunfähigkeit / Doppelzahlung bei Unfalltod
Kinderversorgungsversicherungen (Studiengeld / Wehrdienst / Brautaussteuer)
Niedrige Beitragstarife
Gewinnbeteiligung / Günstige Bedingungen

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK HEIDELBERG
© Universitätsbibliothek Heidelberg
http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/wehrmacht1936_1937/0584
gefördert durch
Baden-Württemberg

DER INNERE BEFEHL

Roman von Wilhelm Hegeler

Copyright 1937 by Universitas Deutsche Verlags-Aktiengesellschaft, Berlin

7. Fortsetzung

Herr Petry aus Ohlenhof hat in den Septemberkämpfen sich der Preußen liebreich angenommen, die Verwundeten mit pflegen helfen und den Soldaten auch später noch manchen guten Waldgottesdienst gehalten.

Die andern nicken. Der fehlt ihnen. Gerade den könnten sie jetzt brauchen. Der wäre ihnen lieber als Gänsebraten und Weißbier. Da stoßen ein paar Kerle einen jungen Menschen an und sagen, er solle eine Predigt halten. Er könne das doch so schön. Der junge Mensch ist von außerordentlicher Schüchternheit, und seine Kameraden haben ihn am Anfang des Feldzuges manchmal gehänselt, weil er sich weigerte, aus der Deckung auf den Feind zu schießen. Aber später bekamen sie Respekt vor ihm, als sie sahen, wie unverdrossen er auf die Russenschädel losdrosch.

Jetzt wird er rot und wehrt sich. Er kann das nur ausnahmsweise, wenn ihn gerade die Lust überkommt, so aus dem Stegreif, am Wachtfeuer. Aber hier, vor so vielen ...

Doch, doch, er soll nur anfangen! Er ist ja ohnehin ein halber Pastor, wenn er auch nicht ausstudiert hat. Ihnen zuliebe soll er es tun. Und wenn's auch nur ein paar Gesangbuchverse sind, mit dem Vaterunser am Schluß. Damit sie am heutigen Tage doch nicht ganz ohne was Geistliches sind.

So erhebt er sich denn und blickt aus seinen blauen Augen etwas hilflos in die Luft, ohne ein Wort herauszubringen, während er zusehends kleiner und kleiner wird, indem er immer tiefer in den mürben Schnee versinkt. Als aber darüber ein paar zu lachen anfangen, stapft er entschlossen auf eine mächtige Fichte zu und lehnt sich gegen deren Stamm.

Also er will sprechen, wie ihm der Schnabel gewachsen ist, weil seine Kameraden es durchaus wünschen, beginnt er mit seiner dunklen, etwas grollenden Stimme.

Ihm stehen immer zwei Bilder vor Augen, das eine: mit welcher Pracht und Trotzigkeit die große Armee durch Ostpreußen gezogen ist. Alle diese schmucken tapferen Soldaten, die prachtvoll uniformierten Offiziere auf ihren edlen Pferden, die vielen tausend blanken Kanonen, der schier unendliche Wagentroß. So etwas hatte er noch nie gesehen und ist überzeugt gewesen, wenn eine solche Macht auszieht, muß sie die ganze Welt erobern. — Und dann das andere Bild: die öden Schneefelder Rußlands, die daliegen wie ein weites weißes Leinentuch, besät mit Fliegenschmutz. Dieser Fliegenschmutz aber, diese unzähligen winzigen schwarzen Pünktchen im öden Schnee sind alles, was Gott von der großen Armee übriggelassen hat.

Aber nicht solche Gedanken und Empfindungen will er gerade heute in ihnen wachrufen. Denn heute ist ja Weihnachten. Der Heilige Christ ist geboren. Der himmlische Heiland und das Kind, von dem die Hirten auf dem Felde künden: Frieden auf Erden und den Menschen ein Wohlgefallen. Auch der wird seine Macht beweisen, wenn sie auch heute keine Glocke zu seinem Ruhm läuten hören. Er wird seine Macht zeigen, der aber auch ein Fürst der Freiheit ist. Die Demut der Frommen ist nämlich durchaus nicht die sklavische Demut der Knechte, sondern der stolze Gehorsam der Freien. So haben auch die Vorfahren ihren Heiland, ihren Heliand, verehrt und in ihm den Führer gesehen, als dessen treue Mannen sie sich fühlten. Weil aber Christus ein Fürst der Freiheit ist, darum ist ihm auch der Krieg um der Freiheit willen heilig, der Befreiungskrieg. Und dieser Krieg wird kommen, dessen sollen sie nur versichert sein.

„Dessen bin ich so sicher", sagte der junge Soldat, „als wenn ich in der Ferne schon die Hörner blasen und die Trommeln rufen hörte, wie man wohl unter dem blanken Eis das Rauschen der Quellen vernimmt. Und hat nicht Gott euch heute schon seine Zeichen geschickt? Seht euch doch nur um nach all den grünen Reisern um euch herum!"

Sie blicken erstaunt zu ihren Füßen und gewahren, so weit sie sehen können, die Schneedecke mit grünen Tannenspitzen bestreut, wie sie das schon die letzten Tage oft hätten sehen können und wie das häufig nach großer Kälte so ist. Aber sie meinen, sie sähen das heute zum erstenmal.

„Haben wir nicht so manches Mal gesungen:

Frisch auf, ihr tragt das Zeichen
Des Heils auf eurem Hut
Dem muß die Hölle weichen
Und Satans Frevelwut!

Darum laßt uns diese Zeichen sammeln, damit allen sichtbar wird, daß wir nicht verzagt sind, sondern voller Glauben und Hoffnung. Frühling und Freiheit und der Heilige Krieg soll unser Feldgeschrei sein. Dazu verhelfe uns unser Herr und Heiland, der heute geboren ist. Amen!"

„Amen! Amen!" antwortet die Zuhörerschar, und einige sind schon zu solcher kriegerischer Begeisterung entflammt, daß sie am liebsten Hurra riefen.

Darauf aber beginnt ein großes Sammeln von grünen Tannenspitzen, und als zum Weitermarsch befohlen wird, tragen schon viele das Zeichen an ihren Mützen. Während des Marschierens aber laufen die Worte Heiliger Krieg und Befreiungskrieg wie der Funke an einer Zündschnur von Reihe zu Reihe, und es gibt gar kein langes Fragen und Erklären, jeder weiß, kaum daß er diese Worte hört, daß sie die Antwort sind auf die dumpfe Scham, auf den fressenden Zorn, auf die namenlose Hoffnung seines Herzens.

Am selben Tag aber haben die Leute ein Erlebnis, das ihre Stimmung gewaltig hebt und das sie wie ein schönes Weihnachtsgeschenk und Vorzeichen kommender Ereignisse hinnehmen.

Gegen Mittag marschiert die Truppe durch ein schmales, dickverschneites Wiesental, als auf den steilen Anhöhen zu beiden Seiten sich plötzlich Kosaken zeigen. Zuerst sind es nur vereinzelte Schwärme, die sich auseinanderziehen und sie wie ein dünner Saum begleiten. Bald aber fliegen immer neue Scharen heran, schließlich marschieren die Preußen unter dem Druck der dichter und dichter zu beiden Seiten drohenden Wolken von Lanzenreitern. Manchmal stieben kleine Züge wie zum Überfall heran, drehen aber, ohne einen Schuß zu tun, im letzten Augenblick wieder um.

Da wird bei den Soldaten die Stimmung denn doch etwas beklommen, schließlich haben sie vor sich die ganze Wagenkolonne mit den Kranken und Blessierten, auf deren Schutz sie bedacht sein müssen.

Schon beraten die Offiziere, ob es nicht angebracht sei, durch einige Salven dem Angriff zuvorzukommen, als ein Soldat beherzt aus der Reihe heraus und einer heranpreschenden Reiterschar entgegenläuft. Indem er sein Gewehr am Kolben so hoch wie möglich hebt und mit der anderen Hand wedelnde Bewegungen macht, schreit er:

„Nicht schießen, Panje! Gut Freund! Gut Freund!"

Da bricht aus dem Kosakenpulk ein rauhes Jauchzen. Sie halten die Lanzen hoch und wedeln ihrerseits mit den Händen, was die Preußen mit lauten Hurras erwidern.

Und dies wiederholt sich immer wieder. Bald einzeln, bald zu mehreren sprengen die flinken Reiter heran, die kleinen Pferde rutschen steifbeinig die steilsten Abhänge hinunter, die waagerechten Lanzen fliegen kerzengerade in die Höhe und nicken und grüßen unter dem Jauchzen ihrer Träger.

Nach einer Weile aber zeigten sich Gestalten, die bei den Offizieren nicht wenig Erstaunen, bei den Soldaten jedoch helles Entzücken erregen. In der Ferne wirken sie wie eine über den Schnee springende Schar schwarzer Flöhe. Näher kommend aber zeigen sie sich als zottige kleine Reiter auf ebenso kleinen zottigen Pferden. Sie tragen weder Lanzen noch Karabiner, sondern auf dem Rücken Bogen und Köcher mit Pfeilen. Von ihren Gesichtern kann man unter den pelzumbrämten Mützen nicht viel erkennen außer dem halbmondförmigen Schnurrbart, und wenn sie sich aufrichten, wirken sie in ihren langhaarigen Pelzen noch immer wie runde Gnomen.

Als würden sie vom Wind weitergetragen, verbreiten sich die Worte Heiliger Krieg und Befreiungskrieg durch die Reihen. Am nächsten Tag weiß schon die Kolonne Kleist davon, und selbst die Kranken, die auf ihren Strohschütten so apathisch daliegen und nur aufstöhnen, wenn der Wagen über eine höckrige Wegstelle rumpelt, selbst sie strecken durch die Leiterwände ihre Hände und flehen um ein grünes Reis.

Yorck verbietet das Tragen des grünen Schmuckes nicht, obwohl er ihn bemerkt haben und auch wissen muß, was er bedeutet.

Bis jetzt hat er auf das Drängen der Russen noch keine bindende Antwort gegeben und auch nicht die geringste Maßregel unterlassen, die das Interesse der Franzosen erheischt. Vom Marschall hat er eine klare Marschroute bekommen und sie innegehalten. Der Befehl lautete, nach Tauroggen zu marschieren und sich dort mit den französischen Truppen zu vereinigen. Als er aber drei Tage nach Weihnachten dort eintrifft, ist kein Franzose mehr zu sehen, und es erreicht ihn auch kein neuer Befehl von Macdonald. Seit achtundvierzig Stunden ist er ohne Verbindung mit ihm. Muß er nicht annehmen, daß die Armee Wittgensteins sich

Wer von schönen und gesunden Zähnen spricht, denkt an Chlorodont!

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK HEIDELBERG
© Universitätsbibliothek Heidelberg
http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/wehrmacht1936_1937/0585
gefördert durch Baden-Württemberg

WEICHEN

in Drehstuhl-, Gelenk- und Federzungen - Ausführung für Gleisanlagen aller Art, **insbesondere für Gruben- und Abraumbetriebe.**

Rillenschienen - Weichen, ferner sämtliche Weicheneinzelteile.

DÖHLENSTAHL

Sächsische Gußstahl-Werke Döhlen
Aktiengesellschaft **FREITAL I. SA.**
Abteilung Königin - Marienhütte Cainsdorf

LURGI

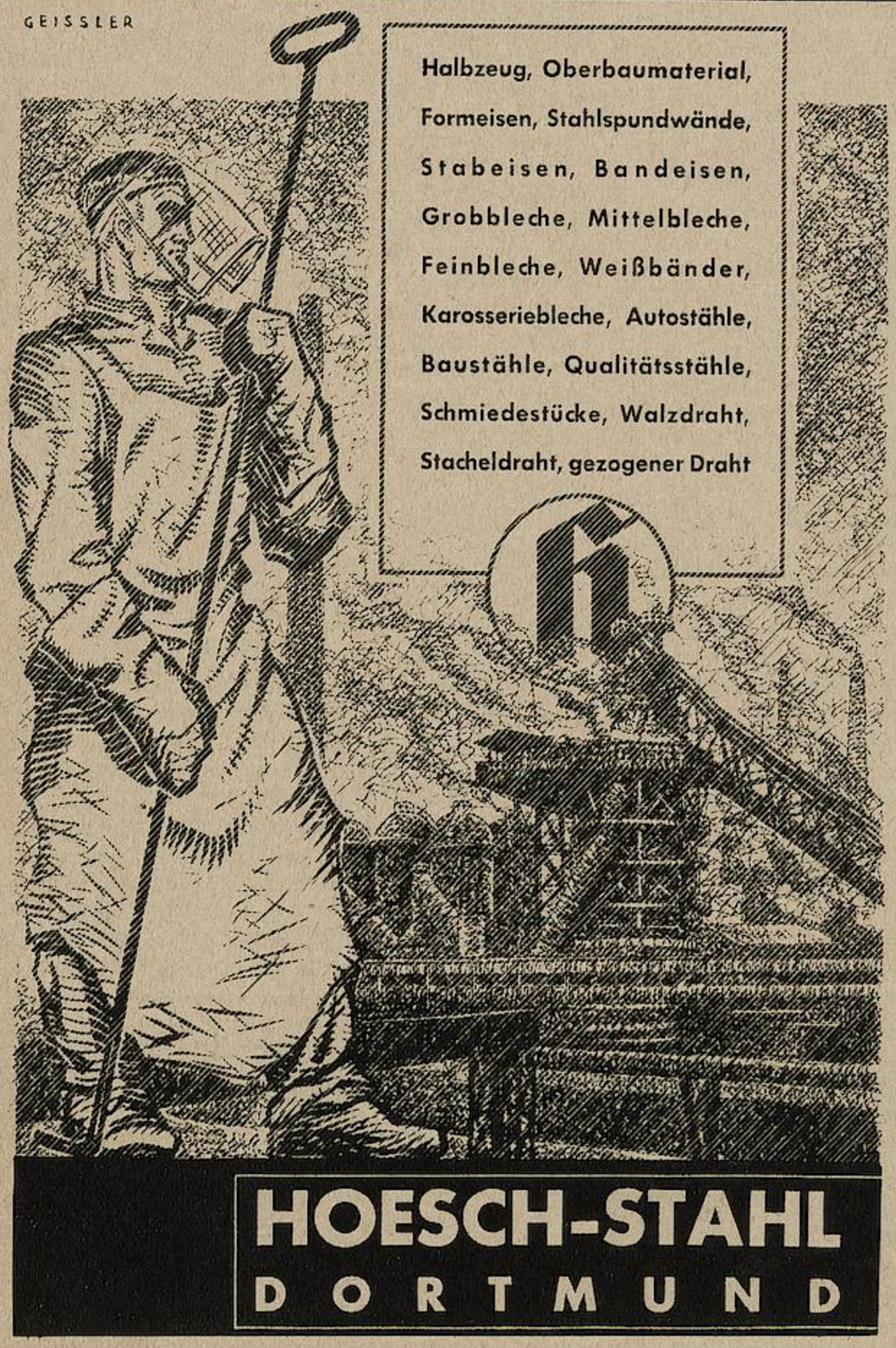
FRANKFURT AM MAIN

LURGIHAUS

Spezial-Apparate und Anlagen für:

- Hüttentechnik
- Chemische Industrie
- Zellstoffindustrie
- Gasreinigungstechnik
- Kohlen- und Gastechnik
- Städtetechnik
- Nahrungsmittelindustrie
- Fett- und Seifenindustrie

GEISSLER



Halbzeug, Oberbaumaterial, Formeisen, Stahlspundwände, Stabeisen, Bandeisen, Grobbleche, Mittelbleche, Feinbleche, Weißbänder, Karosseriebleche, Autostähle, Baustähle, Qualitätsstähle, Schmiedestücke, Walzdraht, Stacheldraht, gezogener Draht

HOESCH-STAHL
DORTMUND

Gewaltige Anforderungen

werden an das Auto der Neuzeit gestellt, denen die Industrie nur gerecht werden kann, wenn sie ihre Fabrikation in jeder Phase auf Höchstleistung, Genauigkeit und Wirtschaftlichkeit einstellt. Unsere Revolver-Drehbänke und Automaten, ein- wie mehrspindlig, sind wertvolle Mithelfer in dieser Arbeitskette. Wir beliefern die Automobilindustrie seit ihrem Bestehen, und es gehört nicht zu den Seltenheiten, daß an einer Wagentype Hunderte von Einzelteilen auf unseren Arbeitsmaschinen hergestellt wurden.

PITTLER WERKZEUGMASCHINENFABRIK AKTIENGESELLSCHAFT • LEIPZIG-WAHREN

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK HEIDELBERG
© Universitätsbibliothek Heidelberg
http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/wehrmacht1936_1937/0586
gefördert durch
Baden-Württemberg

zwischen die Franzosen und seine Truppen geschoben und die Trennung endgültig gemacht hat?

Dennoch zögert er. Es gibt etwas in der empfindlichsten Mitte seines Soldatenherzens, das er herausreißen muß, wenn er ohne den Befehl seines Souveräns die Entscheidung treffen will.

Er hat sich hundertmal in Bitterkeit gegen den König hineingedacht, aber der jetzt wider ihn aufsteht, trägt nicht die unbedeutenden Züge Friedrich Wilhelms, sondern die des Großen Kurfürsten, des Soldatenkönigs, des Alten Fritz — verkörpert in sich die übermenschlich hoheitsvollen Züge des ganzen Geschlechts. Darum zögert Yorck und wartet in einer Spannung, die an Verwirrung grenzt, auf die Antwort, sieht in jedem Schreiben einen Brief aus Berlin, in jedem Boten einen Abgesandten des Königs.

Aber in dieser Spannung hat der sonst so Erregbare sich in der Gewalt, daß niemand auf seinem Gesicht etwas erraten kann. Denn er weiß, ein Wort nur, eine unbedachte Geste, und in die geballte Erregung der ganzen Truppe schlägt der zündende Funke, und es gibt kein Löschen mehr für diese Feuersbrunst.

Und er muß bis zum letzten Augenblick seine Leute in der Hand haben, muß das Rad rückwärts drehen können und den Feind wieder zum Freund, den Freund wieder zum Feinde machen.

*

Als Yorck von einem Vorwerk nach Tauroggen zurückreitet, begegnet er am Eingang der Vorstadt einem Trupp Husaren. Der Führer pariert vor ihm sein Pferd.

„Melde gehorsamst Euer Exzellenz, Rittmeister von Tungeln mit einem Zug Husaren auf Rekognoszierungsritt."

„Guten Tag, mein lieber Herr von Tungeln", nimmt Yorck die Meldung entgegen. Er freut sich immer, wenn er den wackeren Rittmeister sieht. Er will sich nach seinem Befinden erkundigen, irgendeine gleichgültige Frage tun, als er des Rittmeisters kranken, fieberglänzenden Blick bemerkt und sein Gesicht, so grau in tödliche Hoffnungslosigkeit verfallen, als könnte nie mehr die Freude darauf grünen. Er hat etwas von einer Liebesgeschichte Tungelns munkeln hören.

Während er einen Augenblick zögert zwischen seiner Teilnahme und der Furcht, ihn durch ein falsches Wort zu verletzen, sagt der Rittmeister mit heiserer, erloschener Stimme:

„Ich habe eine Bitte an Euer Exzellenz. Wollen Euer Exzellenz die Güte haben, mir eine Unterredung zu gewähren?"

„Ich habe wenig Zeit, aber Ihnen stehe ich gern zur Verfügung. Haben Sie's eilig?"

„Allerdings. Wenn ich bitten dürfte, noch heute."

„Heute? — Heute abend?" überlegt Yorck, und während er den Mann betrachtet, fällt ihm auf, daß an seiner Mütze der grüne Tannenzweig fehlt. Und auch von den Husaren, die ernst und unbeweglich hinter ihrem Rittmeister warten, trägt keiner das Zeichen.

„Heute abend wird's nicht gehen. Aber wenn's eilig ist, können wir's ja sofort abmachen.

Yorck weist auf die Husaren.

„Lassen Sie Ihre Leute hier warten. Die Landstraße ist ganz leer. Wir sind da sogar ungestörter als in meinem Quartier."

Kaum fünfzig Schritte von der kleinen Schar entfernt stehen zwei mächtige Birken. Sie haben sich mit ihren hundertjährigen Wurzeln fest in den Boden gekrallt. Der Sturm hat sie wohl schütteln, aber nicht umwerfen können; gegeneinandergelehnt bilden sie eine Art spitzbogige Pforte am Eingang der Vorstadt, deren armselige Holzhäuser erst hinter ihnen beginnen.

Dort herrscht auf der Straße mannigfacher Verkehr. Aber hinter den beiden Birken ist das alles wie abgeschnitten. Die schnurgerade Landstraße verläuft unter einem schweren, melancholischen Winterhimmel in menschenleere Weiten.

„Also welchen Wunsch haben Sie, lieber Tungeln?"

„Es geht das Gerücht, Euer Exzellenz, daß man beabsichtigt, von den Franzosen" — das Wort „abfallen" will ihm nicht über die Lippen — „sich zu trennen und gemeinsame Sache mit den Russen zu machen. Darf ich gehorsamst fragen, ob das auf Befehl Seiner Majestät geschieht?"

„Wenn ein solcher Befehl vorläge, würde ich ihn doch bekanntgegeben haben. Sie könnten sich das eigentlich selbst sagen, Herr Rittmeister."

„Es könnte ja immerhin möglich sein, daß der Befehl noch geheim bleiben müßte."

„Dann wäre ich der letzte, ihn mitzuteilen. Aber mir ist von einem solchen Befehl nichts bekannt."

„Darf ich dann fragen, ob Euer Exzellenz auch ohne Befehl Seiner Majestät diesen Schritt beabsichtigen?"

„Es ist nicht die Gepflogenheit in der preußischen Armee, daß die Vorgesetzten den Untergebenen über ihre Absichten Rede stehen. Es genügt, daß der Befehl befolgt wird, wenn er herauskommt", entgegnet Yorck schroffer, als seine Absicht ist.

Aber dann sieht er, wie in dem Gesicht die Erregung zuckt, wie die Angst aus den fahlen Augen bricht, und in Erinnerung an die eigenen Kämpfe sagt er:

„Wenn es Sie beruhigt, lieber Tungeln — ich erwarte stündlich den Befehl Seiner Majestät, der mich zu diesem Schritt ermächtigt."

„Und wenn der Befehl ausbleibt?"

Yorck fährt auf. Das ist ihm denn doch seit Jahren nicht passiert, daß jemand sich erdreistet, ihn zur Rede zu stellen. Wieder will er die Frage schroff abschneiden, und wieder zwingt ihn die Angst in Tungelns Augen, diese Angst der Treue, die sich verraten fühlt, zu einer Antwort.

„Wenn der Befehl ausbleibt, dann werde ich — vielleicht... wahrscheinlich sogar auf eigene Verantwortung handeln."

„Von den Franzosen abfallen und zu den Russen übergehen — auf eigene Verantwortung?"

„So ist es."

„Erinnern Euer Exzellenz sich an Ihre Worte in Gegenwart des gefallenen Majors von Tiedemann? Euer Exzellenz richteten an uns die Mahnung, die mir unvergeßlich geblieben ist: treu dem Befehl bis zum letzten Atemzug, aber nichts ohne des Königs Befehl! Euer Exzellenz nannten den Toten einen Deserteur. Euer Exzellenz sagten: ein Soldat, der selbständig Politik treibt, hat aufgehört ein ehrlicher Soldat zu sein. Das war sehr streng, aber es war im Geist des großen Friedrich gesprochen. Und was planen Euer Exzellenz jetzt? Das ist —"

„Sprechen Sie das Wort nur ruhig aus. Ich habe es mir zu oft selbst gesagt, als daß es mich erschrecken könnte. Es ist Rebellion. Ich handle ohne und vielleicht sogar gegen des Königs Befehl. Aber es bleibt mir keine andere Wahl, wenn anders ich seine wahrhaften Interessen vertreten will."

„Seine wahrhaften Interessen! Sind Euer Exzellenz zum Richter über Seine Majestät gesetzt?" erwidert Tungeln und fährt fort in überstürzten Sätzen, die flüsternde Schreie sind.

„Euer Exzellenz sagen selbst, was Sie planen, ist Rebellion. So hat's in Frankreich auch angefangen. Zuerst kündigte man dem König den Gehorsam auf, dann schleppte man ihn aufs Schafott. Noch können Euer Exzellenz zurück, noch steht des Königs Majestät unangetastet da, und alle blicken in Ehrfurcht zu ihm auf. Aber wenn der oberste Befehlshaber das Beispiel der Rebellion gibt, was soll dann der gemeine Mann denken? Euer Exzellenz sind mein Vorbild gewesen, solange ich diene. Als die andern davonliefen, hat der General Yorck mit Blücher standgehalten. Euer Exzellenz sind der Ruhm und der Stolz der Armee, das wissen Sie ja selbst. Die Armee kann besiegt werden, das Schlachtenglück wechselt. Aber nie hat gewechselt Treu und Glauben. Ein solcher Abfall ist beispiellos, etwas ähnliches hat's nicht gegeben, seitdem Preußen besteht. Bringen Euer Exzellenz durch Ihren Schritt nicht ewige Schande über die Armee?"

„Ja, sehen Sie, Tungeln, alles das, was Sie mir da sagen, habe ich mir selbst auch gesagt. Es ist ein Schritt von äußerster Gefahr, zu dem nur die äußerste Not berechtigt, und Sie haben recht: es gibt dafür kein Beispiel in der preußischen Armee. Aber so ist das Leben: es führt den Menschen bis an den letzten Abgrundsrand, in eine Einsamkeit, wo kein Instruktionsbuch, kein Ehrenkodex, kein Sittengesetz ihm mehr helfen: ganz allein steht er da vor seinem Gott und muß tun, was sein Gewissen ihm vorschreibt. Und mein Gewissen sagt mir: mögen sie alle über mich herfallen und mir Verrat und Schande vorwerfen, wenn nur Preußen lebt! Aber Preußen kann nur leben, wenn es sich befreit."

„Es wird nie in Ehren wieder leben, wenn es Treu und Glauben bricht."

„Wir wollen nicht länger streiten, lieber Tungeln. Die Sache führt zu nichts. Wenn's Zeit ist, werden Sie benachrichtigt. Aber vielleicht überlegen Sie sich meine Worte doch noch einmal. Ich denke, eine Sache, für die der alte Yorck bereit ist, seinen Kopf auf den Block zu legen, die könnte auch der Herr von Tungeln vertreten."

Damit geht er, und Tungeln sieht ihm nach. Sein keuchender Atem, die dumpfen Stöße seines Herzens hüllen ihn in eine Art Betäubung. Seine Hand ballt sich immer krampfhafter. Sie darf sich nicht öffnen, darf nicht den Pistolengriff umspannen. Aber muß er es nicht? Verlangt es nicht seine Offiziersehre?

Mein Gott, mein Gott, durchfährt es ihn in seiner Verzweiflung, wenn Yorck ihn auf solche Gedanken bringt, was für eine Wüstenei muß er dann im gemeinen Mann anrichten!

Endlich legt sich der Krampf, sein Arm sinkt schlaff und wie leblos herunter. Er beginnt vor Frost heftig zu zittern. Durch den lockeren Schneebehang der Birken hört er menschliche Stimmen und das Schnauben und Scharren der Pferde. Ein Trupp Füsiliere zieht vorbei. Sie singen im Rhythmus des Marschierens:

„Frischauf, ihr teutschen Scharen,
Frischauf zum Heil'gen Krieg!
Gott wird sich offenbaren
Im Tode und im Sieg!"

Alle tragen sie einen Tannenzweig an ihrer Mütze und denken offenbar auch alle so wie seine eigenen Regimentskameraden.

Mit denen ist er gänzlich zerfallen. Ihre Unterhaltung beschränkt sich nur noch auf das dienstlich Notwendige, nachdem er bis zur Gehässigkeit mit ihnen gestritten hat. Auf alle seine Einwände erwidern sie, daß sie nicht länger ihre eigenen Ketten schmieden wollen, und daß die Waffenehre etwas anderes sei als Bedientenehre. Genau das, was auch der Major von Tiedemann in der Nacht bei Lutter & Wegner gesagt hat. Ihm aber werfen sie mit versteckten Worten Kadavergehorsam und Mangel an Courage vor.

Er ist zu stolz, um ihnen zu erwidern, daß niemand lieber als er im Kampf mit den Welschen sein Blut verspritzen würde. Denn nachdem er Marie verloren hat, dünkt ihn das Leben nur noch ein düsteres Gefängnis.

Wenn aber so die Stimmung im ganzen Korps ist, dann bringt das Verbleiben dort keine Ehre mehr. Dann reißt er sich lieber die Achselklappen vom Rock und schießt sich eine Kugel vor den Kopf.

Endlich stapft er zu seinen Leuten zurück.

Die haben sich unterdes beraten und sind zu dem Schluß gekommen, daß etwas geschehen müsse. Es gibt weit und breit keinen Wald in der Nähe, aber zufällig stehen an einem Haus, wo kürzlich Hochzeit gefeiert wurde, zwei Fichtenbäume zu beiden Seiten der Haustür. Da reitet erst einer von den Leuten hin und reißt einen Zweig ab, dann ein zweiter und schließlich alle andern. Als ein Leutnant schimpft, sie sollen den verfluchten Unsinn doch sein lassen, murren sie, sie ließen sich nicht länger von ihren Kameraden beschimpfen.

Der Rittmeister hat sich eben in den Sattel geschwungen, als er die Reiser an den Mützen bemerkt.

„Herunter mit dem Mist!" schreit er. „Kerls, versteht ihr mich nicht?"

"— — gehorsamst, Herr Rittmeister", versucht der Wachtmeister ihn zu beschwichtigen. „Es ist ja nicht Ungehorsam. Es ist ja nur wegen der Schande. Sie wollen sich nicht länger welsche Knechte rufen lassen."

„Wenn einer sich untersteht, euch zu beschimpfen, dann meldet es mir. Ich schieße den Hund über den Haufen. Aber ihr legt das Zeichen ab. Ihr seid preußische Soldaten und keine Rebellen."

Und da sie zögern, wird er, der sonst im Zorn immer einen roten Kopf bekommt, plötzlich todblaß, reißt seine Pistole aus dem Gürtel und setzt sie dem ersten besten Mann auf die Brust.

„Kerl, wird's bald?"

Da macht der erschrocken den Zweig von seiner Mütze los, und wie er auch seine Kameraden. Wütend schmeißen sie die Reiser in den Schnee.

„Damit ihr's wißt! Ich hoffe so gut wie ihr auf einen Krieg mit den Welschen. Aber noch sind sie unsere Bundesgenossen. Erst muß Seine Majestät die Allianz kündigen und dem Kaiser Napoleon den Krieg erklären. Es muß alles nach Recht und Ordnung zu-

Pigmentan fördert die natürliche Bräunung schützt vor Sonnenbrand
Obermeyer & Co., Hanau. Tub. 60 Pfg., Dos. 45 und 85 Pfg., Flaschen 95 Pfg. und RM. 1.40 Ultra-Pigmentan 95 Pfg.

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK HEIDELBERG
© Universitätsbibliothek Heidelberg
http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/wehrmacht1936_1937/0587
gefördert durch Baden-Württemberg

gehen, wie das der Brauch ist bei der preußischen Armee. Und das sage ich euch noch: Wenn ihr verfluchten Kerls euch untersteht und morgen wieder das Schandzeug ansteckt, dann habt ihr mich zum letztenmal bei der Schwadron gesehen."

Schweigend, in tiefem Zwiespalt reiten die Husaren weiter.

*

Auf der breiten Straße Tauroggens sieht man nur wenig von der einheimischen Bevölkerung. Ein paar Kleinbürger in abgetragenen Pelzen, ein paar Juden in schmutzigen Kaftanen drücken sich bescheiden an den vereisten Gossen entlang. Über die schmalen hölzernen Bürgersteige aber schiebt sich straßauf, straßab die dichte Menge der Soldaten.

Sie sehen ein bißchen hungrig und erfroren aus, aber man spürt ordentlich, wie wohl es ihnen tut, daß der schwere Tornister ihren Rücken nicht mehr drückt.

Vor jedem Schaufenster bleiben ein paar stehen.

Wenn sie aber des Generals Yorck ansichtig werden, dann stürzen sie vom Bürgersteig und machen Front zur Straße.

Yorck sieht sie heute nicht und hört auch nicht die Unterhaltung seines Adjutanten, des munteren Leutnants von Löllhövel. Vor seinem Quartier angekommen, steigt er ab und verschwindet in seinem Zimmer.

In tiefen Gedanken geht er auf und ab, und ihm zur Seite geht still der Kamerad von der Landstraße ... der verwundete Rittmeister. Unwillkürlich nennt Yorck ihn so, denn wenn er auch nicht getroffen ist von Eisen und Blei, so ist er doch zerfetzt von Zweifeln und zerschmettert vom Gebälk seines stürzenden Glaubens. Er hört noch immer die rauhen Flüsterschreie ... sind es nicht die Stimmen seiner eigenen angstvollen Gedanken in den schlaflosen Nächten?

Bisher hat er immer darüber gegrübelt, was geschehen wird, mit dem König ... mit dem preußischen Staat ... mit ihm selbst ... wenn der Abfall von den Franzosen mißlingt. Jetzt zum ersten Male malt er sich die Folgen eines geglückten Unternehmens aus. Wenn er mit den Russen einig geworden ist, will er sofort nach Königsberg eilen und eine Volkserhebung und die Bewaffnung des Landsturms in die Wege leiten. Wird aber später das Volk sich noch zügeln lassen, wird nicht der gemeine Haufen die Übermacht bekommen? Er will den König auf seinem Thron erhalten und wird vielleicht die Bahn freimachen für die Jakobiner und Nivelleure und die verhaßten Freiheitsmänner.

Sei's drum! denkt er. Was reif zum Fallen ist, soll fallen. Mich kann nicht kümmern, was in hundert Jahren geschieht, mich hat zu kümmern, was heute und morgen geschehen muß. Mein Amt ist, Preußen vom Franzosenjoch zu befreien, und das geschieht jetzt oder niemals.

Gerade will er sich in das gegenüberliegende Adjutantenzimmer begeben, als er im Gange eine Gestalt gewahrt, die er trotz ihrer Vermummung erkennt.

„Seydlitz!"

In seiner stürmischen Freude vergißt er alle Rücksichten und schließt den jungen Offizier in seine Arme.

„Endlich! Wo kommen Sie her?"

„Aus Memel. Und beinahe wäre ich überhaupt nicht gekommen, denn der Marquis von Paulucci wollte mich als Kriegsgefangenen festhalten."

„Kommen Sie herein! — Tee!" befiehlt Yorck dem Diener. „Was bringen Sie für Nachrichten aus Berlin?"

Ein geringes Heben der Stirn, ein kurzes Achselzucken ist die ganze Antwort. Über Yorcks Gesicht fliegt eine Wolke von Zorn und wühlt finstere Unmutsfalten auf. Eine ganze Weile stehen die beiden sich gegenüber. Keiner findet ein Wort.

„War denn die Audienz, von der Sie schrieben, die einzige?" fragt Yorck endlich.

In diesem Augenblick bringt der Diener den Tee und meldet gleichzeitig, daß ein Jude Seine Exzellenz dringend zu sprechen wünscht.

„Schmeiß ihn 'raus! — Hatten Sie keine weitere Audienz mehr beim König?"

„Ich habe mich bemüht, aber vergeblich."

„Und Majestät ist noch immer in Berlin?"

„Bis zu meiner Abreise war er noch da."

„Tut keinen Schritt — rührt nicht die Hand. Verstehen Sie das, Seydlitz?"

„Ich erlaube mir nicht, an dem Verhalten Seiner Majestät Kritik zu üben."

„Sollte es nicht so liegen, daß Seine Majestät insgeheim mein Unternehmen billigt, sich aber absichtlich nicht dazu äußert, um mich Napoleon gegenüber jeden Augenblick verleugnen zu können?"

„Möglich, daß diese Erwägungen ihn bestimmen. Aber ich glaube, es ist einfach ein Ausweichen vor der Verantwortung."

„Und der Kanzler? — Zum Donnerwetter, was gibt's schon wieder?"

Der Diener meldet, daß der Jude sich nicht abweisen lasse.

„Dann führ' den Kerl zum Herrn Major von Brause."

„Ich habe mich mit dem Staatskanzler eine ganze Stunde unterhalten, aber ich kam ebenso klug von der Audienz zurück, wie ich hingegangen war. Wenn ich die Wahrheit sagen soll, so hatte ich den Eindruck: je höher hinauf, desto flauer die Stimmung. Man muß unter's Volk gehen, wenn man nicht verzweifeln will. Das ist einig in seinem Freiheitsdrang. Es wartet nur auf den Führer."

Zum dritten Male klopft es, und auf das wütende Knurren Yorcks kommt der Diener wieder und meldet, der Jude wolle unter allen Umständen Seine Exzellenz selbst sprechen.

„Also 'rein mit ihm!"

Beinah im selben Augenblick schlüpft auch schon ein schmächtiger, blasser Jude mit Peies, in langem, fettglänzendem Kaftan ins Zimmer, der, seine Schirmmütze in der Hand, sich ununterbrochen tief verbeugt und „Scholem allechem!" murmelt.

„Was will Er?"

Eifrig holt der Jude aus seinem Mützenfutter ein schmieriges Stückchen Papier. Yorck nimmt es ihm ab, liest es und fordert, mit einem stummen Blick, auch Seydlitz auf, es zu lesen. Es enthält nichts als die Worte:

„Der General Yorck wird ungeduldig in Tilsit erwartet. M."

„Wie hat Er es fertiggebracht, sich durch die Kosakenkette durchzuschleichen?"

Wie heißt durchschleichen, Herr General, wenn ich hob gefahren in meiner eigenen Kibitka?"

„Er lügt! Die Kosaken hätten ihn ja nie und nimmer durchgelassen."

„Jedes Wort soll auf maner Seel verbrennen, was ich hob gelogen."

„Was für Lügen hat er denn den Kosaken aufgebunden?"

„Wenn Sie mir nich wern verpetzen, Herr General, ich hob ihnen gar kane Lügen aufgebunden. Ich hob gesprochen mit dem Herrn Kosakenhetman und hob ihm gesagt: wenn Sie mir werden geben Geld, werd ich Ihnen besorgen joinsorof, ich mane Branntwein. In Tilsit hot mir gegeben ein feiner Offizier von de Franzosen zwei Taler und hot mir abgenommen das Versprechen, daß ich übergebe diesen Zettel dem Herrn General persönlich."

Yorck reicht dem Juden einige Taler, der sich mit vielen Massel- und Brochewünschen hinausdienert.

„Auf diesen beiden Füßen stand mein ganzes Unternehmen, Seydlitz, auf der Einwilligung des Königs und auf der Umzingelung des Marschalls durch die Russen. Ich hätte auch gegen des Königs Befehl gehandelt, wenn ich mit gutem Gewissen vor ihn hätte hintreten können: die Vereinigung mit den Russen war notwendig, damit ich nicht nutzlos siebzehntausend brave Soldaten opferte. Kann ich das heute noch sagen, wo der Marschall mich einen Tagesmarsch von hier erwartet?"

Während Yorck auf und ab geht, knarrt der Fußboden unter seinen schweren Reiterstiefeln. Seydlitz beobachtet ihn. Es ist kaum drei Wochen her, daß er seinen General verlassen hat. Aber wie furchtbar ist er in dieser Zeit gealtert!

Als wenig später die russischen Unterhändler, der Graf Dohna und der Oberstleutnant von Clausewitz, gemeldet werden, will Seydlitz sich rasch empfehlen, aber Yorck bittet ihn zu bleiben. Indem er sein Auf- undabgehen verlangsamt, holt er mehrmals tief Atem, um sich zu beruhigen.

Seydlitz wünscht sich sehnlichst fort aus dem Zimmer.

Nachdem die Herren Platz genommen haben, fragt Yorck nach ihren Wünschen. Dohna antwortet, sie seien in der Hoffnung gekommen, daß Yorck ihnen nun seine endgültige Entscheidung mitteilen werde. Außerdem hätte er im Auftrage seines Generals einen sehr wichtigen Brief zu überreichen, fügt Clausewitz hinzu.

„Sooo ... Übrigens — ist die Situation doch noch die gleiche wie gestern? Ich bin vom Marschall nach wie vor vollständig abgeschnitten?"

„Vollständig", erwidert Dohna.

„Das ist mir sehr wichtig. Denn — so ist es ja ausgemacht: nur wenn ich vollständig abgeschnitten und ohne Befehl vom Marschall bin, kann ich den Übertritt zu euch verantworten."

„Euer Exzellenz dürfen vollständig beruhigt sein", antwortet Clausewitz. „Der Kordon ist so dicht, da kommt keine Maus mehr durch."

„Jaaa — dann verstehe ich nur nicht, wie mich vor fünf Minuten ein Befehl des Herzogs erreichen konnte."

„Nicht möglich!"

„Bitte, lesen Sie!"

Damit reicht er den beiden Herren den Zettel Macdonalds. Der Graf Dohna, eine elegante, schlanke Reiterfigur, macht ein betroffenes Gesicht und weiß offenbar nichts zu sagen. Clausewitz faßt sich zuerst.

„Ich bin aufs äußerste bestürzt, Exzellenz. Aber wenn Sie bedenken, daß auf dem Wege von Tilsit hierher große Wälder —"

„Reden Sie keinen Unsinn, Herr!" donnerte Yorck ihn an. „Der Jude, der mir die Nachricht brachte, hat mit seinem Schlitten die Landstraße passiert. Allerdings führte er einen Freibrief in Gestalt eines Branntweinfasses mit. Da ließen eure Herren Kosaken ihn überall durch. — Tja, Seydlitz, was denken Sie? Kann man sich ernsthaft mit Leuten einlassen, die um ein paar Liter Branntwein die festesten Versprechungen preisgeben?"

„Euer Exzellenz!" fährt Clausewitz auf.

„Bitte, Herr Oberstleutnant?" mißt Yorck ihn voller Hohn.

„Euer Exzellenz dürfen überzeugt sein", mäßigt Clausewitz sich, „daß der betreffende Offizier, der an diesem unerhörten Vorfall schuld ist, schwer bestraft wird. Das darf ich Ihnen im Namen meines Generals jetzt schon sagen."

„Und in meinem Namen sagen Sie Ihrem General, daß ich die Verhandlungen für abgebrochen halte. Mit diesem Befehl in der Hand ist für mich alles erledigt."

„Ist das wirklich das letzte Wort von Euer Exzellenz?" fragt Graf Dohna schüchtern.

„Ach bleibt mir doch vom Hals mit euren Unterhandlungen! Ich riskiere Kopf und Kragen, und eure Leute benehmen sich — —"

Dohna will schon salutieren und das Zimmer verlassen, als Clausewitz, mit einem letzten Versuch zur Fortsetzung der Verhandlungen, bittet, den Brief überreichen zu dürfen.

„Was soll ich damit — jetzt, wo ich euer Feind bin?"

„Wenn's auch nur eine Formsache ist: Exzellenz werden mich doch nicht in die Verlegenheit bringen, abzureisen, ohne meinen Auftrag erledigt zu haben?"

Yorck reißt ihm das Schreiben aus der Hand und beginnt es mit verächtlich zorniger Miene zu lesen, während seine Brust unter den erregten Atemzügen

„STEINAU" STAHLTÜREN- UND FENSTERBAU

Stahltürzargen, warmgewalzt oder kalt profiliert

NEHEIM-RUHR

Verlangen Sie bitte Sonderprospekte

Original „Steinau" Gasschutzraum-Türen und -Fensterblenden, mit großem Erfolg staatlich geprüft

Fernruf 2196 · Postfach 45 · Zweigbüro: Berlin-Mariendorf, Ruf Südring 4240 · Vertretungen an allen größeren Plätzen

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK HEIDELBERG
© Universitätsbibliothek Heidelberg
http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/wehrmacht1936_1937/0588
gefördert durch Baden-Württemberg

auf und nieder geht. Zuerst fliegen seine Augen nur über das Schriftstück, und es hat den Anschein, als wenn er nichts vom Inhalt aufnehme. Aber dann bleibt sein Blick zurückfahrend haften.

Nach einigen Augenblicken setzt er sich und stützt den Kopf so auf seine Hand, daß sein Gesicht den Umstehenden verborgen ist.

Wie mehrfach schon in der letzten Zeit, wo Erregungen von äußerster Heftigkeit sich jagten, überfällt ihn ein krampfartiger Schmerz, der, aus der Herzgegend aufsteigend, in den linken Arm ausstrahlt und sich bis zu völligem Vernichtungsgefühl steigert. Danach tritt Erschöpfung ein, das Bedürfnis nach Schlaf und tiefster Ruhe ... Aber er reißt sich zusammen.

Aus dem Schreiben geht hervor, daß nach zwei Tagen die gesamte Wittgensteinsche Armee in Stärke von fünfzigtausend Mann die Straßen nach Westen beherrschen wird. Der Kampf gegen eine solche Übermacht würde, auch wenn die Vereinigung mit den Franzosen gelänge, die Vernichtung des preußischen Korps bedeuten.

Während seine Lippen die Worte mitflüstern, beginnt Yorck die Lektüre von neuem, murmelt: „Doch der 29. heute?..." worauf die drei Herren wie aus einem Mund: „Der 29., jawohl", antworten, sieht dann mit senkrecht gerunzelter Stirn Clausewitz an, der den Blick fest und unverwandt erwidert, obwohl er schließlich das Gefühl hat, daß die scharfen Klauen dieser Augen sich ihm in Fleisch und Muskeln graben ... und sagt plötzlich:

„Seydlitz, bitte, den Herrn Oberst Röder hereinzurufen."

Als dieser kommt, gibt er ihm stillschweigend den Brief.

Der Oberst, der ziemlich kurzsichtig ist, hält sich das Schreiben dicht unter die Augen und sagt, nachdem er es gelesen, mit seiner etwas näselnden und schläfrigen Stimme:

„In Erwägung der obwaltenden Umstände sehe ich mich veranlaßt, zu erklären, daß für den preußischen Staat und die Armee nichts heilvoller sein könnte, als wenn Euer Exzellenz den Neutralitätsvertrag mit den Russen abschlössen. Euer Exzellenz setzen dabei natürlich Ihr Leben und Ihre Reputation aufs Spiel. Deshalb müssen Euer Exzellenz den diesbezüglichen Entschluß selbst fassen."

„Danke!" erwidert Yorck, und nach sekundenkurzem Überlegen: „Clausewitz, Sie sind ein Preuße. Glauben Sie, daß der Brief ehrlich ist, und daß die Russen übermorgen wirklich an den genannten Punkten sein werden? Können Sie mir darauf Ihr Ehrenwort geben?"

„Auf die Ehrlichkeit dieses Briefes mein Ehrenwort. Aber ob die Dispositionen auch so ausgeführt werden, dafür kann ich mich nicht verbürgen. Euer Exzellenz wissen ja selbst, daß man im Krieg oft mit dem besten Willen nicht die Linie erreicht, die man sich gezogen hat."

„Ja, ja...", murmelt Yorck und nickt, als wenn er den Worten zustimmte, während er in Wahrheit doch einem anderen zunickt, auf der Landstraße, unter den melancholischen Schneewolken ... und ihm sagt, daß er recht hat. Es ist ein Bruch mit der ganzen ehrwürdigen Tradition und mit allem, was bis auf den heutigen Tag sein Herz beschwingt und seinen Mut gestählt hat. Aber den Bruch nicht zu wagen, würde Feigheit sein ... Und darum muß er ihn stehen lassen — ohne Trost, den hochherzigen Kameraden und, wie ihm beinah dünkt, sein eigenes altes Ich.

Dann, sich straffend, streckt er Clausewitz die Rechte entgegen, und mit einer beinah gütigen Bewegung ihm die andere Hand auf die Schulter legend, sagt er:

„Ihr habt mich. — — Sagt dem General Diebitsch, daß ich mich morgen früh bei den russischen Vorposten einfinden werde. Zeit und Ort der Zusammenkunft möge er bestimmen."

„Ich danke, Euer Exzellenz", erwidert Clausewitz bewegt.

Das vorherrschende Gefühl aller ist eine ungeheure Erleichterung, aber um sich zu freuen, um die Tragweite des Ereignisses abzuschätzen, dazu sind alle zu erschöpft.

Auf eine Handbewegung des Generals haben sie Platz genommen. Yorck sitzt am Kamin und blickt traurig und müde in die unter der weißen Asche fast erloschene Glut. Vor einigen Tagen hat er sich von dem Generalchirurgus Völtzke ein rasch wirkendes Gift geben lassen, daß er ständig bei sich trägt.

Der Oberst Röder räuspert sich endlich und sagt:

„Es trifft sich günstig, daß vorhin der Leutnant Wernsdorf von Massenbachs Quartier angekommen ist."

Als hätte er zwanzigjährige Knochen im Leibe, springt Yorck bei dieser Nachricht auf.

„Der Leutnant ist mit unserer ausdrücklichsten Einwilligung durch die Linie gelangt", sagt Clausewitz hastig. „Ich glaube, er kommt im Auftrag seiner Kameraden, die ungeduldig den Entschluß Euer Exzellenz erwarten."

„Wenn's so ist, dann haben Sie Glück, Clausewitz. Dann verschaffe ich euch auch noch den Massenbach."

Yorck fragt, wie es vorn stehe, und Wernsdorf meldet von einem Scharmützel, das vor drei Tagen im Dorf Piktupöhnen zwischen den Dragonern Treskows und russischen Jägerbataillonen stattgefunden habe.

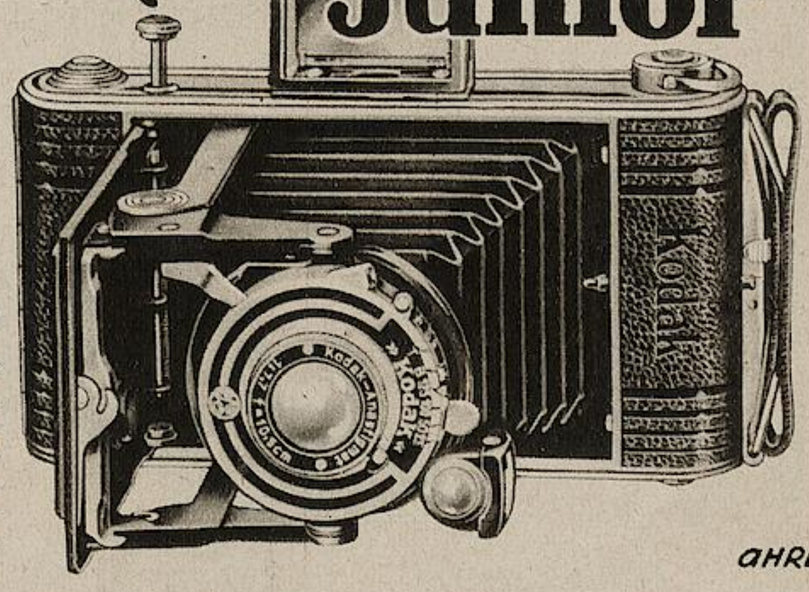
„Dann ist also die Allianz mit den Franzosen noch in ihrem alten Flor?"

„Im Gegenteil, Euer Exzellenz! Unter uns herrscht nur eine einzige Stimme der Begeisterung bei dem Gedanken, daß Euer Exzellenz dem verhaßten Bündnis ein Ende machen werden."

Der Knopf der kommen musste

Nun ist es gelungen, auch bei dem „Kodak"-Junior 620 einen Auslöseknopf am Gehäuse zu konstruieren, der das Verwackeln selbst bei längeren Moment-Aufnahmen normalerweise ausschaltet.
Wie ruhig man jetzt — frei von jeder Nervosität — seine Aufnahmen machen kann. Beide Hände halten den Apparat fest — nur der rechte Zeigefinger drückt leicht auf den Knopf. Die Gefahr des Verwackelns ist dadurch gleich null. Jede Sekunde fertig zum Schuß.

Kodak Junior



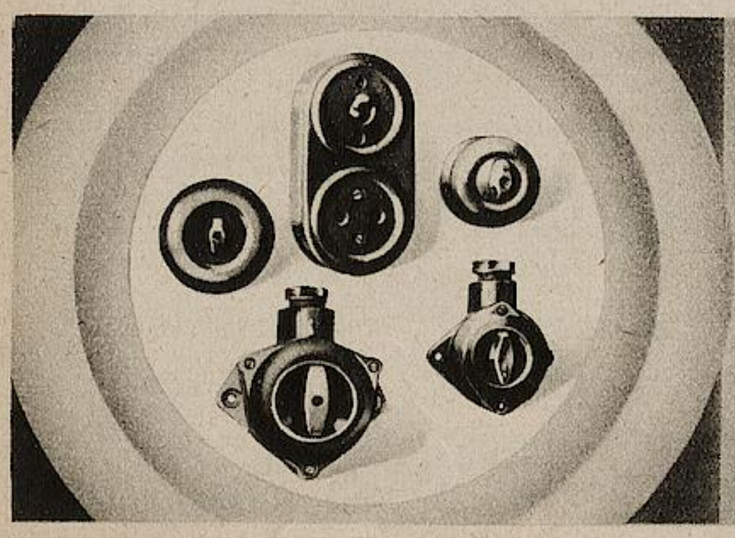
„Kodak" Junior 620
(Format 6x9) mit „Kodak" Anastigmat f. 7,7, eingebautem Selbstauslöser und Rahmensucher, elegant verchromt **RM 33.-**

AHRLÉ

W 8136

X Heute eine Woche her, daß ich Kalodenna Rasierseife gebrauche. Rasiert sich tatsächlich von Tag zu Tag leichter und angenehmer!

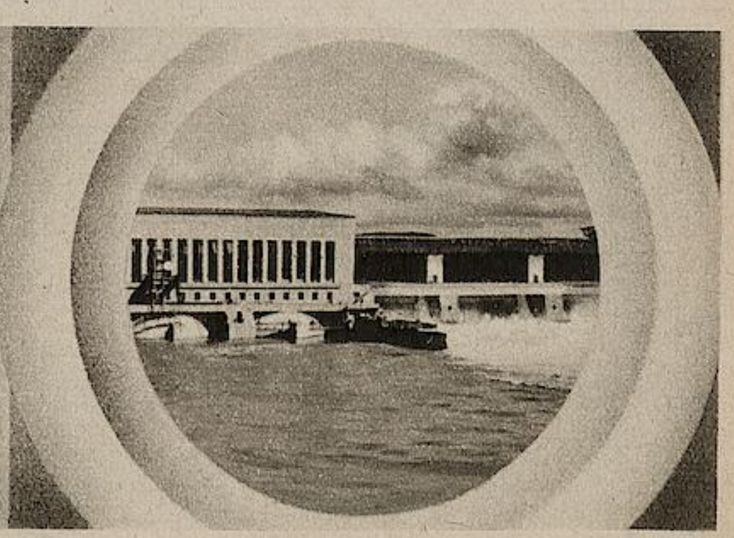
Ein guter Werber ist eine Anzeige in der illustrierten Zeitschrift „Die Wehrmacht"



BBC

gehört zu den ältesten und größten elektrotechnischen Unternehmen des Kontinents. In ihren Fabriken werden vom einfachen Schalter bis zum vollständigen Kraftwerk, Maschinen, Anlagen, Geräte und das nötige Zubehör zum Erzeugen, Umformen, Fortleiten und Anwenden der Elektrizität gebaut.

Brown, Boveri & Cie A.G. Mannheim



UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK HEIDELBERG
© Universitätsbibliothek Heidelberg
http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/wehrmacht1936_1937/0589
gefördert durch Baden-Württemberg

Universell verwendbar

für Rollfilm, Platte, Kinefilm! Universell im Aufnahmebereich! Eine Spiegelreflex-Kamera, die allen Ansprüchen genügt

Rolleicord

in weltbekannter Rolleiflex - Präzision

Prospekte durch den Fotohandel

Dokumente

unserer Leistungsfähigkeit

Rheinberger

RECTOSAN

elegant und doch fussgerecht

Das individuelle Rheinberger - Rectosan - System ermöglicht es, Ihnen den Schuh anzupassen, den gerade Ihr Fuß braucht und der Ihnen auch gefällt!

„Ja, ihr jungen Leute habt gut reden, aber mir Alten wackelt der Kopf auf den Schultern", lacht Yorck grimmig. „Na, lassen Sie sich von Oberst Röder die nötigen Weisungen an den Herrn General von Massenbach mitgeben. — Und Sie, meine Herren", wendet er sich an Clausewitz und Dohna, „benachrichtigen Sie mich möglichst bald, wo und wann Ihr General die Zusammenkunft wünscht. Leben Sie wohl! — Sie aber, Seydlitz, sorgen Sie dafür, daß sich die Offiziere der verschiedenen Regimenter um acht Uhr hier einfinden."

*

In Tilsit, bei den Truppen Massenbachs, wo die Magnetkraft Yorcks durch die Nähe des Marschalls geschwächt ist, gibt es doch mehr Bedenkliche und Unschlüssige, als der Leutnant Wernsdorf in seiner Begeisterung zugeben wollte. Vor allem ist Massenbach selbst nicht sonderlich zu dem Wagnis geneigt, ohne des Königs Befehl zu handeln.

Jetzt aber, wo er durch den strikten Befehl Yorcks gedeckt ist, stimmt er freudig der Trennung zu. Man beschließt, kurzerhand am nächsten Morgen abzumarschieren. Nötigenfalls soll der Aufbruch mit Gewalt erzwungen werden.

Die Beratung der Offiziere ist den französischen Aufpassern nicht entgangen. Ingenieure haben begonnen, die Ausgänge der Stadt zu verbarrikadieren. Die Truppen der Division Grandjean liegen in Alarmbereitschaft. Gelten diese Maßnahmen nur den Kosaken? Die Preußen sind auf alles gefaßt. Auch sie verbringen die Nacht Gewehr bei Fuß.

Aber am nächsten Morgen vollzieht sich der Abmarsch ohne jedes Hindernis. Die Brücken sind gesperrt. Aber die fest gefrorene Memel bildet eine einzige große Brücke. Begleitet von den erstaunten Blicken der zurückbleibenden Truppen, bewerkstelligen die Preußen den Übergang. Nur ein Adjutant Macdonalds ist aufmerksam geworden und fragt, was eigentlich am Werke sei? Ihm übergibt Massenbach seinen und Yorcks Abschiedsbrief.

Der Marschall hat soeben sein Frühstück beendigt.

Das vergebliche Warten auf Yorck, die schlimmen Nachrichten der letzten Zeit haben selbst seine standhafte Natur in ihren Grundfesten erschüttert.

Am Ausbleiben Yorcks fühlt er sich nicht ohne Schuld. Die Alarmpost Berthiers, die ihm riet, schlimmstenfalls die eigenen Truppen zu opfern, ist ihm, mehr als er zugibt, in die Glieder gefahren; in seiner Eile, die Memellinie zu erreichen, hat er sich um die rückwärtige Verbindung nicht genügend gekümmert. So sind ihm die Preußen im Schneetreiben und im Dunkel der Winternacht buchstäblich entschwunden.

Und jetzt muß er sie endgültig ihrem Schicksal überlassen. Gerade beim Frühstück teilt er den Herren seiner Umgebung mit, daß er in der Nacht den Entschluß zum Abmarsch gefaßt habe. So schmerzlich es ihm ist, er kann nicht länger auf Yorck warten.

„Weiß der Himmel", sagt er, „ich würde gern die Hälfte meines Vermögens opfern, wenn ich zusammen mit ihm marschieren könnte."

Die Herren ergehen sich noch in Mutmaßungen über den Verbleib des Korps, als der Adjutant eintritt und die beiden Briefe überreicht.

Den Yorcks reißt Macdonald mit hastig ungeschickter Hand auf. Überkommt ihn plötzlich die Ahnung dessen, was geschehen ist?

Yorck teilt ihm mit, daß die Gefährdung seiner Truppen auf den Flanken und im Rücken durch überlegene feindliche Kräfte ihn veranlaßt habe, mit den Russen einen Neutralitätsvertrag abzuschließen.

Der Marschall läßt die Hand sinken und sagt, indem er den Blick auf den Leutnant von Korff, den Kommandanten seiner preußischen Stabswache, richtet:

„Ihr General teilt mir soeben mit, daß er zu den Russen übergegangen ist."

Da springt der Oberst Terrier auf. Während alle aufs tiefste bestürzt sind, funkelt aus seinen kleinen Augen unverhohlene Schadenfreude.

„Im Augenblick der größten Gefahr verrät dieser preußische Schuft uns. Habe ich's nicht immer gesagt! Wer hat nun recht?"

Der Marschall fährt sich nur leicht über das Gesicht.

„Sie mögen recht haben, Herr Oberst, aber die Art, wie Sie es vertreten, könnte einen beinah glauben machen, daß Sie unrecht haben. — Übrigens, da jetzt der Hauptgrund unseres Wartens fortgefallen ist, müssen wir unseren Abmarsch um so mehr beschleunigen. Legen Sie, bitte, die Karten bereit. Ich komme gleich nach."

Während der Oberst sich mit höhnischem Gemurmel entfernt, liest Macdonald den Brief Massenbachs. Er bittet um Entschuldigung, daß er nicht selbst gekommen sei, den Marschall von seinem Abmarsch zu unterrichten: „Es geschah, um mir eine für mein Herz sehr peinliche Begegnung zu ersparen, weil die Empfindungen der Verehrung und Hochachtung für Ew. Exzellenz Person, die ich bis ans Ende meiner Tage bewahren werde, mich gehindert haben würden, meine Pflicht zu erfüllen."

Während der Marschall liest, sind aller Blicke auf den unglücklichen Leutnant von Korff gerichtet. Vom General Bachelu bis hinunter zum Leutnant de Clavé fliegen ihm Spieße des Hasses entgegen.

Niemals jedoch — so dünkt den Leutnant von Korff — habe in eines Menschen Auge so viel ritterliche Güte und liebenswerte Hochherzigkeit gelegen wie jetzt in dem Blicke Macdonalds, als er sagt:

„Ich bin aufrichtig betrübt, mein lieber Herr von Korff, daß wir uns trennen müssen. Folgen Sie Ihren Kameraden über die Memel. Es scheint mir nicht der Augenblick, um über die Tat Ihres Generals zu urteilen. Ihre Kameraden aber und die braven preußischen Soldaten habe ich aufrichtig schätzen gelernt. — Sie haben einmal Ihre Freude an der hübschen Gravierung meines Ringes geäußert.

ÜBER 90 JAHRE! Älteste deutsche Cigarettenfabrik Gegr. 1845

G. E. Hirsch GMBH Cigarettenfabrik

BERLIN W 8 UNTER DEN LINDEN 41

Für Offiziersheime besondere Bedingungen!

VERKAUF NUR DIREKT AN VERBRAUCHER / VERSAND NACH ALLEN ORTEN / ILLUSTRIERTE PREISLISTE AUF WUNSCH KOSTENLOS UND PORTOFREI!

Gardinen - Möbelstoffe
Deutsche u. Orientteppiche
Kokosmatten und Läufer

QUANTMEYER & EICKE

RUF 116991

Offizier Kasino - Einrichtungen
nur W8 KRONENSTR. 61-63
AN DER FRIEDRICHSTRASSE

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK HEIDELBERG

© Universitätsbibliothek Heidelberg
http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/wehrmacht1936_1937/0590

gefördert durch
Baden-Württemberg

Nehmen Sie ihn zum Andenken. Es freut mich, ihn in Ihrer Hand zu wissen, die mich jederzeit in der Gefahr geschützt hätte. Grüßen Sie Ihre wackeren Dragoner. Wenn wir uns nicht früher wiedersehen, dann auf dem Felde der Ehre. Leben Sie wohl!"

Mit einer stummen Handbewegung verabschiedet er sich von den anderen Herren.

Als er allein ist, ballt er die Hände und knirscht vor Zorn und muß dabei doch so mühsam Atem holen wie ein gebrochener alter Mann.

In seinem Leben, das von seinen frühesten Mannesjahren an mit dem Drama der Revolution und dem des Kaiserreichs verbunden war, hat er so manchen Aufstieg und jähen Sturz erlebt und am eigenen Leibe Siege und Niederlagen genug erfahren. Aber kein Ereignis hat in ihm ein so gallenbitteres Gefühl der Enttäuschung hinterlassen wie dieser Abfall Yorcks.

Aber während er noch in Schauern des Zornes bebt, muß er sich plötzlich fragen, warum denn die Tat dieses preußischen Generals ihn so erregt? Und er gesteht sich, daß es der Zorn gekränkter Liebe ist. Eine unerklärliche Sympathie hat ihn von Anfang an zu Yorck hingezogen. Aber Yorck ist so wenig Privatmann wie er selbst. Sie müssen beide die Interessen des großen Ganzen über ihre persönlichen Neigungen stellen. Und ist es nicht begreiflich, wenn Yorck die Schwäche des Gegners jetzt benutzt, um ein für sein Vaterland heilsames Unternehmen durchzuführen?

Verrat? Zum mindesten muß er dem „Verräter" die Gerechtigkeit lassen, daß er sich niemals hinter der Maske der Freundschaft verborgen hat. Die eine Gelegenheit ausgenommen, wo sie bei einer Flasche Wein einige harmlos heitere Stunden verbrachten, hat der General immer die strengste Zurückhaltung beobachtet. Und nicht zum wenigsten diese ablehnende Steifheit hat ihn in den Ruf eines Franzosenhassers gebracht. Nein, wahrhaftig, eine Freundschaft ist hier nicht verraten worden.

Und Treubruch? Wenn er, Macdonald, mit solcher Zuversicht von der Treue der Preußen sprach, hat dann dies Wort nicht stets den leisen Nebensinn der Einfältigkeit und des mangelnden Nationalstolzes gehabt? Wenn Yorck jetzt das Wagnis unternommen hat, den unnatürlichen Bund zu zerreißen, dann hat er als wahrhafter Patriot gehandelt, und jeder gute Franzose oder Engländer hätte gehandelt wie er.

Hier in diesem selben Haus, wo der Marschall augenblicklich Quartier genommen hat, hat vor fünf Jahren Napoleon den Frieden von Tilsit geschlossen, jenen Frieden, der Preußen mit einem Schlag auf die Hälfte seines Gebietes verkleinerte und in einen Zustand der Unfreiheit versetzte, den kein ehrliebendes Volk auf die Dauer ertragen kann.

Und in diesem selben Hause – so hat das Schicksal es gefügt, muß er, Macdonald, die Nachricht von der Tat Yorcks erfahren, von einer Tat, die ganz danach angetan ist, die europäische Politik zu verändern.

Bis jetzt hat der Marschall in der russischen Katastrophe nur ein vorübergehendes Mißgeschick gesehen. In diesem Augenblick glaubt er nicht mehr an Napoleons Stern und erinnert sich der Verse aus „Cäsars Tod", die Yorck, vielleicht schon damals mit prophetischem Bewußtsein, zitiert hat:

„Et dans les factions comme dans les combats
Du triomphe à la chute il n'est souvent qu'un pas."

*

Lange Zeit ist der Rittmeister von Tungeln wie betäubt und kann nur mit Entsetzen an das Geschehene denken. Aber in seinem Quartier gerät er unwillkürlich von neuem in die Auseinandersetzung mit Yorck, schilt ihn einen Verräter und zweiten Wallenstein, und doch zerreißt es sein Herz, daß er seinem angebeteten Vorbild solche Namen geben muß.

Heinrich sitzt während dieser Zeit in einer anderen Stube des Hauses, wo ein Dutzend Husaren einquartiert ist, und hört dort von seinen Kameraden, was am Morgen vorgefallen ist. Sie versichern ihm, es ginge so nicht weiter, die Schwadron könne die Schande nicht länger auf sich sitzenlassen.

Heinrich, der im Grunde ganz ihrer Meinung ist, hält es doch für seine Pflicht, seinen Herrn zu verteidigen. Der Rittmeister sei eben ein Edelmann von altem Schrot und Korn, sagt er, der selbst dem Teufel sein gegebenes Wort halten würde.

„Da sind bloß die Weiber dran schuld", meint einer der Husaren. „Weil das Mensch, die Gräfin, ihn hat sitzenlassen, hat er 'ne Wut auf die ganzen Russen."

„Dumm Tüg!" sagt Heinrich. „Die Gräfin und ihn sitzenlassen! Die nähme ihn lieber heute als morgen. Sie kann bloß nicht, weil sie ihren Olschen wieder im Hause hat."

Er geht schweren Herzens hinüber.

Nachdem er seinem Herrn Tee und Licht hingestellt hat, macht er sich unauffällig an dem Gepäck zu schaffen und nimmt die Kuchenreuter mit in die Mannschaftsstube.

Ohne den Tee zu berühren, beginnt der Rittmeister einen Brief an Marie, um sich bei ihr zu entschuldigen, daß er sie ohne Abschied verlassen hat, und um sein Verhalten Yorck gegenüber zu rechtfertigen. Sie ist der einzige Mensch, der seine Not versteht. Aber plötzlich bricht er ab und sinkt zusammen. Mit einem müden Atemzug bläst er das Licht aus. Und so dunkel wie es jetzt in der Stube ist, ebenso dunkel ist es auch in ihm.

Heinrich kommt und meldet, daß die Herren Offiziere um acht Uhr in die Kommandantur befohlen sind. Stunden vergehen.

Die kleinen Fenster der ebenerdigen Stube sind so niedrig, daß man auf der Straße die Köpfe der Vorübergehenden sehen kann.

CANZLER

Hätte er–

Ja, hätte er - das rechte Mittel bei der Hand, den toten Punkt zu überwinden! Man meistert das Leben nur mit wachem Geist und frischem Körper. Der Lebenskünstler weiß, zur Unzeit drohende Erschöpfung wirksam zu verhindern durch

Kola DALLMANN macht Müde mobil

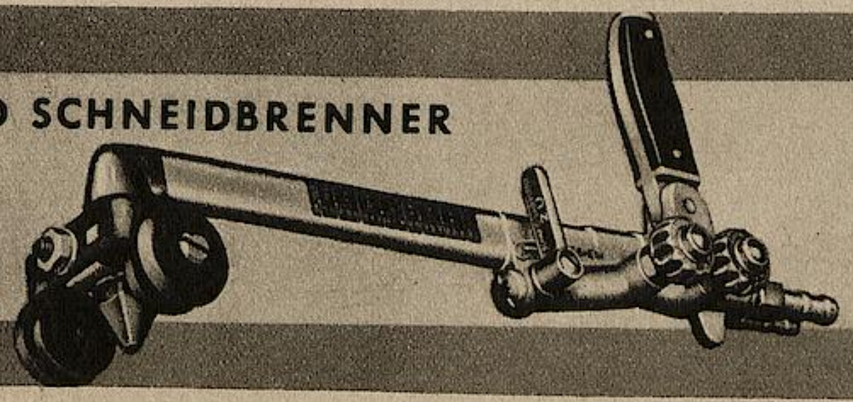
Schachtel RM 0.90, mit Lecithin RM 1.35. In Apotheken und Drogerien.

VERLAG „DIE WEHRMACHT" GMBH.
Fernruf für Geschäftsleitung und Schriftleitung 16 39 18

Der frei geschlossene Bund
gegen Unglück und Sorge
gibt jedem Einzelnen vielfache Kraft.
25 Millionen Volksgenossen
leben in unserem Schutz.

DIE PRIVATEN
VERSICHERUNGSUNTERNEHMUNGEN
IN DEUTSCHLAND

GRIESHEIM SCHWEISS- UND SCHNEIDBRENNER
in mehr als drei Jahrzehnten bewährt – seit 10 Jahren mit Handgriff aus deutschem Werkstoff. Sonderdruckschriften unverbindlich. Wir liefern alles für die autogene Metallbearbeitung.



»GRIESOGEN«
Griesheimer Autogen Verkaufs-G. m. b. H.
FRANKFURT (MAIN)-GRIESHEIM

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK HEIDELBERG
© Universitätsbibliothek Heidelberg
http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/wehrmacht1936_1937/0591
gefördert durch Baden-Württemberg

Die da gehen, sind seine Kameraden, aber von heute abend ab sind sie es nicht mehr. Er allein vom ganzen Korps bleibt zurück und wird von allen als ein Ausgestoßener angesehen. Bis gestern noch hat er die Hoffnung gehabt, daß ein ehrlicher Reitertod ihn von diesem Leben erlösen würde. Aber wenn jetzt die Verbindung mit den Russen zustande kommt, gibt es auch diese Hoffnung nicht mehr.

So tief umschließt ihn der Brunnen seiner Einsamkeit, daß er zwar das Klingeln eines Schlittens vernimmt und das Durcheinandersprechen verschiedener Stimmen, von denen eine ganz auffallend der des alten Jurra, des Dieners der Gräfin, ähnelt, und daß er schließlich sogar eine weibliche Stimme hört, die beinah wie die Mariens klingt — daß er das alles zwar vernimmt, aber für verworrenen Traumspuk hält. Und selbst als sich jetzt die Tür öffnet und im hellen Schein der Kerzen zwischen dem ehrfurchtsvoll ernsten Jurra und dem glückstrahlenden Heinrich die Gräfin sieht, zeigt sein Gesicht nur einen verwirrten und erschrockenen Ausdruck.

Aber Marie hat ihn kaum gesehen, als sie ihm entgegenstürzt und ihn in ihre Arme schließt. Sie will etwas sagen, bringt aber kein Wort heraus, da ein krampfhaftes Schluchzen ihre ganze Gestalt erschüttert. Selbst ihre Küsse sind weniger Liebkosungen als ein Haltsuchen und Festklammern und immer erneutes Losreißen, um sich mit ihren Augen seiner Erscheinung zu vergewissern.

Endlich ist es ihr gelungen, ein Taschentuch zu finden. Nachdem sie ihre Augen und sein von ihren Tränen überströmtes Gesicht ein wenig abgetrocknet hat, sagt sie:

„Ich weine ja nur vor Glück, weil ich bei dir bin. Ich habe ja so gelitten, seit du fort warst — ich hätte nie geglaubt, daß ein Mensch so leiden könnte."

Er führt sie sanft zu einem Stuhl, und sie läßt sich auf seinem Schoß nieder, und so groß und stattlich sie ist, preßt sie doch ihren Kopf an seine Schulter, ganz wie ein Kind.

Er streicht ihr über das zerzauste Haar, und auf seinem Gesicht liegt noch immer das traumbefangene, fassungslose Lächeln. Während er fühlt, wie linde Wärme ihn wunderbar durchströmt, kann er nicht begreifen, daß er vor wenigen Minuten noch in solcher Kälte und Lebensferne gefroren hat. Wie seltsam und über alle Berechnungen wunderbar ist doch das Leben!

Aber das unverhoffte Erscheinen Mariens und das schwarze Kleid unter ihrem Pelz drängt ihm einen Gedanken auf. Er fragt nach ihrem Mann.

„Alexander ist tot."

Noch in der Nacht, als Tungeln ihn gebracht, hat sie nach dem Arzt geschickt, da das Aussehen der Wunde sie beunruhigte. Auf dessen Rat ist der Graf dann ins Mitauer Krankenhaus gebracht worden, und dort hat man ihm das Bein abgenommen. Aber es war zu spät.

Als Tungeln sich weiter erkundigt, wann er gestorben sei, erfährt er, daß es bereits fast zwei Wochen her ist. Einige Tage nach seiner Beerdigung ist die Gräfin ihm nachgereist.

„Ich hörte ja schon in Mitau von eurem Aufbruch, und als man mir nun in jeder Ortschaft, durch die ich kam, sagte, ihr wäret schon durchmarschiert, malte ich mir aus, wie ihr mit den Unsrigen zusammen die Franzosen vor euch hertriebet. Vielleicht sind sie schon in Tilsit, dachte ich mir, vielleicht gar in Königsberg. Aber ich hätte dich gefunden, auch wenn ihr schon am Rhein gewesen wäret. Hier hörte ich, daß ihr Offiziere alle auf der Kommandantur wäret — warum bist du nicht da? — und ich fuhr nur in dein Quartier, um hier auf dich zu warten. Und jetzt — welches Glück!"

Sie tut einen tiefen Seufzer und streift ihren Pelz ab, wobei an ihrer Brust ein grünes Tannenreis zum Vorschein kommt. Als hätte sie seinen Blick verstanden, fragt sie:

„Bist du nicht glücklich, daß ihr jetzt mit den Unsrigen zusammengeht?"

„Nein."

„Warum nicht?"

„Weil es ein Treubruch ist. Und außerdem geschieht es gegen des Königs Befehl. Ich sehe die schlimmsten Folgen daraus entstehen."

„Wirklich?" fragte sie ungläubig. Als sie aber seine finstere Miene bemerkt, sagt sie kleinlaut:

„Ich verstehe ja nichts davon. Ich denke nur, man soll dem treu sein, der selbst treu ist. Wer aber so voll Lug und Trug steckt wie der Kaiser Napoleon —. Aber du hast gewiß das Richtige getan", unterbricht sie sich rasch und fragt zärtlich: „Freust du dich, daß ich gekommen bin?"

„Ich kann's noch immer nicht begreifen. Du hier — dein Mann gestorben. Mir ist das alles wie ein Traum. — Und doch ist es ja kein Traum", versichert er sich, während er ihre Hände ergreift.

Aber ist es nicht doch ein Traum? Wie sollte er dieses Glückes wohl teilhaftig werden? Kann es für ihn überhaupt noch irgendein Glück geben? Wie ist das alles verworren!... Er ist bereit, seinen Weg zu gehen, so hart und dunkel er auch ist. Aber was hat das Schicksal mit ihm vor?

Für den Augenblick sieht er sich jedoch vor eine ganz andere, recht nahe und alltägliche Frage gestellt.

Für die Gräfin muß ein Nachtquartier beschafft werden. Die Gasthäuser sind wie die andern Häuser in Tauroggen vom Keller bis zum Dachboden mit Soldaten vollgestopft. Der Rittmeister schlägt ihr vor, diese Stube zu nehmen. Sein Kamerad und er werden schon irgendwo unterkommen. Da die Gräfin einsieht, daß keine andere Möglichkeit besteht, nimmt sie ohne langes Sträuben an.

Tungeln will gleich durch den alten Jurra die Bettsachen Mariens herbeischaffen lassen. Kaum ist er fort, als ihr einfällt, daß sie mit dem Diener auch wegen der Zurüstungen zum Abendessen sprechen könne.

Da sie den Weg nicht kennt, öffnet sie auf gut Glück eine Tür auf der anderen Seite des Ganges und gerät in die Werkstatt des Hausherrn.

Im ersten Augenblick hat sie das Gefühl, in die Arche Noahs geraten zu sein, die seit Beginn der Sintflut — und wie lange mag das her sein? — nicht gelüftet worden ist. Alles was Mensch und Tier und Pfeifentabak und schmutzige Wäsche und feuchtes Holz ausdünsten können, schlägt ihr entgegen. Sie atmet den Brodem tapfer ein und tritt lächelnd näher.

Das Erscheinen der Gräfin richtet eine beträchtliche Verwirrung an. Die Husaren springen auf und befreien sich von den Kindern. Diese laufen teils zur Mutter und teils der Eintretenden entgegen. Der

3 Schnappschußpreise

Alle Leser der Zeitschrift „Die Wehrmacht" können sich an unserem Preisausschreiben „Schnappschüsse" beteiligen. Voraussetzung ist nur, daß es sich um Aufnahmen aus der heutigen Wehrmacht handelt. Einsendungen sind zu richten an die Schriftleitung der Zeitschrift „Die Wehrmacht", Berlin W 8, Kronenstraße 37, Kennwort: „Schnappschüsse". Zweimal monatlich wird ausgewählt, veröffentlicht und honoriert:

20.– RM. für das beste Bild

10.– RM. für jedes weitere ausgewählte Bild

Nicht verwendete Abzüge können nicht zurückgeschickt werden. Die Entscheidung der Schriftleitung ist endgültig!

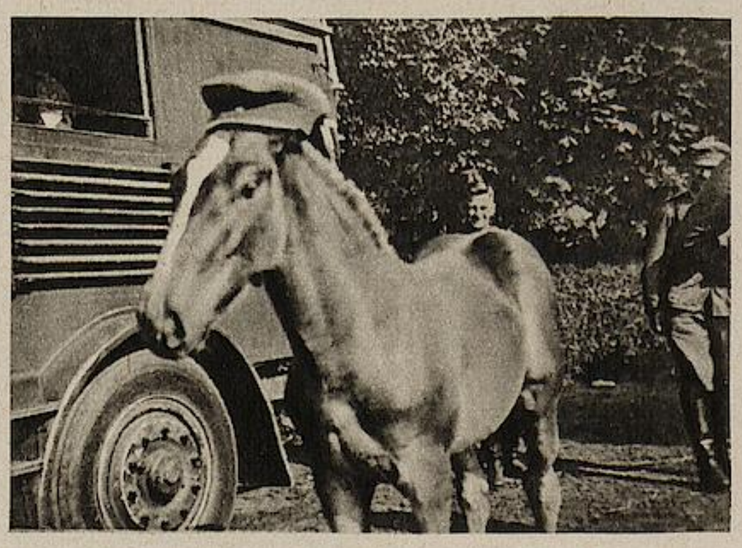
Jedes eingesandte Foto muß mindestens 6×9 cm groß, auf weißem, hochglänzendem Papier abgezogen sein und folgende Angaben auf der Rückseite aufweisen: 1. Apparat, 2. Film bzw. Platte, 3. Objektiv (Brennweite), 4. Blende, 5. Belichtungsdauer, 6. Wetter, 7. Name (bei Angehörigen der Wehrmacht Dienstgrad und Truppenteil) und genaue Adresse des Einsenders.

Schriftleitung „Die Wehrmacht"

20.- RM.

Übungszeit: Auf Besuch vom Truppenübungsplatz in Meersburg a. B.

Leica, Olympan 17/10, Ennar 5 cm, F. 6,3, 1/40 Sek., Sonne, verschleiert Kan. Horst Reinhardt, 1/A.-R. 70



10.-RM. **„Ich möchte meiner Dienstpflicht nachkommen . . ."**

Zeiss Ikon, Agfa-Isochrom, Tessar 1:4,5 (10,5 cm), Blende 4,5, 1/25, klar. Funkmeister K. Schröder, H.-Feldzeugverwaltung

Im Sprunggarten „abgesessen" **10.-RM.**

Kodak-Retina, Agfa-Isochrom, Blende 1:6,3, 1/50, mittags, Sonne. Gefr. Kaulfuß, 3. Vers.-Abtg., Wünsdorf

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK HEIDELBERG
© Universitätsbibliothek Heidelberg
http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/wehrmacht1936_1937/0592
gefördert durch Baden-Württemberg

Hausherr knöpft sich eilig seinen Hosenstall über dem Schmerbauch zu. Die Tochter wischt sich den Seifenschaum von den Armen und versetzt dem kläffenden Spitz einige Fußtritte. Die Hausfrau hat sich erhoben und dadurch das Federvieh und die Ferkel aufgescheucht, die grunzend durch die Stube trollen und dabei ein Kind umrennen, das sich soeben hingesetzt hat, um die unterschiedlichen Flüssigkeiten auf dem Lehmboden durch ein Wässerchen zu vermehren.

Marie erkundigt sich nach dem Stall, und einer der Husaren erbietet sich, sie dorthin zu begleiten.

Während sie sich noch mit ihnen unterhält, fällt ihr auf, wie verwundert und neugierig alle sie ansehen. Sie will schon nach dem Grund fragen, als der Berliner sagt: die Frau Gräfin möge ihn nicht für ausverschämt halten, aber was sage denn der Herr Rittmeister dazu, daß sie das Zeichen der Rebellion trage?

Das trügen doch alle, die gut preußisch gesinnt seien, erwidert sie.

„Au, au", meint der Husar. „Das sagen Frau Gräfin nur nicht dem Herrn Rittmeister." – „Uns hat er es verboten", murrt ein anderer.

„Er hat gedroht, wir sehen ihn zum letztenmal, wenn wir es antun", fügt ein dritter hinzu.

Und nun bitten alle, sie möge ein gutes Wort dafür einlegen, daß er das Verbot aufhebe. Denn es sei eine Blamage für sie vor dem ganzen Korps.

Sie verspricht, ihr Bestes zu tun, wenn sie auch hinzufügt, es sei eine Männerangelegenheit, bei der sie wenig ausrichten könne.

Als Marie zurückkehrt, sieht sie den Rittmeister in erregter Aussprache mit einem jüngeren Offizier, die aber durch ihr Erscheinen unterbrochen wird.

Da gerade Jurra und Heinrich die Pelzsachen und Decken hereintragen, wartet Marie, bis sie wieder draußen sind. Dann erkundigt sie sich, was der Leutnant gewollt habe.

„Er hat im Auftrag der Kameraden noch einmal versucht, mich umzustimmen."

„Und du bleibst bei deiner Überzeugung, daß du diesen Schritt nicht mitmachen kannst?"

„Marie, du bist eine Frau und bist keine Preußin. Ich aber müßte alle Grundsätze, in denen ich aufgewachsen bin, mit Füßen treten, wenn ich mitmachen wollte. Die andern wissen ja nicht, was sie tun. Es ist der erste Fall von Treubruch in der preußischen Armee."

„Aber was soll aus Preußen werden? Die Unsrigen können allein gegen Napoleon nichts ausrichten. Und wenn er Sieger bleibt, wird er sich für die Verluste in Rußland an Preußen rächen."

„Man soll warten, bis der König die Lösung des Bündnisses befiehlt."

„Ach, euer König — dieser schwache Mensch!"

„Marie, würdest du erlauben, daß ich in diesem Ton über euren Zaren spreche?"

„Oh, unsere Zaren — wenn die nicht wollen wie wir, dann werden sie eben umgebracht", erwidert sie gleichmütig.

„Ja", entgegnet er aufflammend, „und weil ich nicht will, daß solche Sitten auch in Preußen eingeführt werden, deshalb versage ich mich dem Anfang. Denn so verläuft's: erst der Ungehorsam und dann der Mord."

„Wir wollen uns nicht streiten", erwidert sie sanft und küßt ihn zärtlich auf die Augen.

„Ach, Marie, wenn du mich doch verstehen könntest! Du — du würdest mir alle

Schlupf frißt Reifen im quietschenden Mahlen beim Start und im gefährlich verzögernden Schleifen beim Bremsen. Schlupf glatter Reifen vergeudet die Kraft Ihrer Maschine.

Reifen mit Feinprofil drücken sich mit kantigem Profil kraftvoll und schlupffrei durch den Schmierfilm der Straße, nutzen jeden Tropfen Brennstoff voll aus.

Reifensommerung macht Ihren Wagen wirtschaftlicher und fahrsicherer: sie bannt Schlupf und Schleudergefahr!

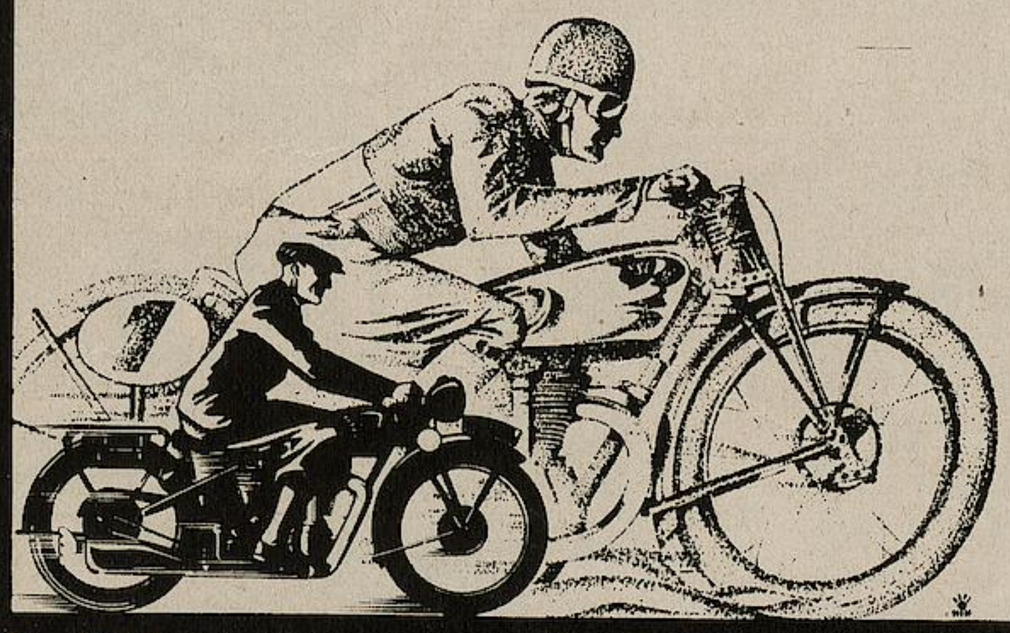
In allen größeren Städten übernehmen fortschrittliche Werkstätten die Sommerung Ihrer Reifen!

SOMMER ADERSOL

Gleitschutz FEINprofilierung

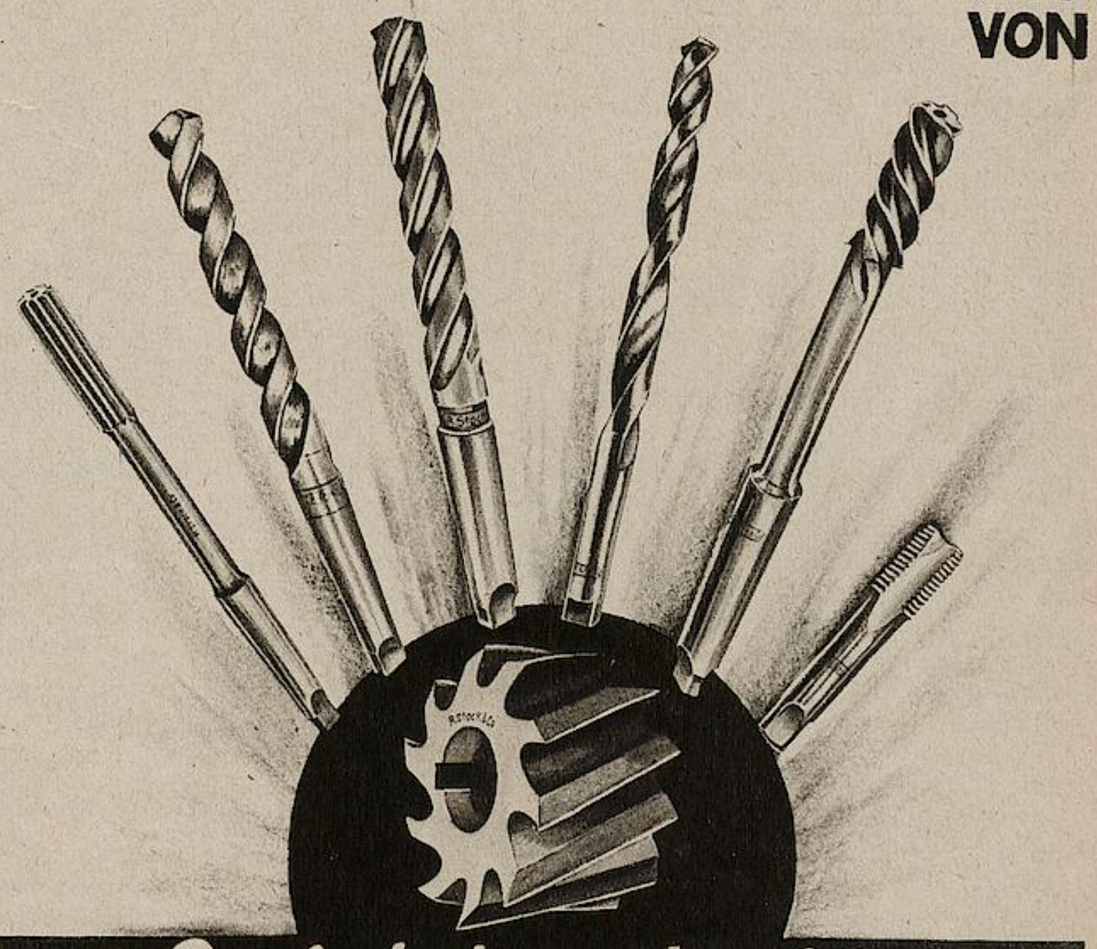
DEUTSCHE TECALEMIT GMBH · WINDELSBLEICHE-BIELEFELD

NSU



Die Erfahrungen aus
TAUSEND SIEGREICHEN RENNEN
geben den NSU-Motorrädern die Vollendung ihrer Zuverlässigkeit - Schnelligkeit - Sparsamkeit.
NSU-D-RAD VEREINIGTE FAHRZEUGWERKE AG., NECKARSULM

STOCK
WERKZEUGE
FÜR DIE BEARBEITUNG VON



Leichtmetallen

R. STOCK & Co
SPIRALBOHRER-, WERKZEUG- U. MASCHINENFABRIK AKTIENGESELLSCHAFT
BERLIN-MARIENFELDE

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK HEIDELBERG
© Universitätsbibliothek Heidelberg
http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/wehrmacht1936_1937/0593
gefördert durch Baden-Württemberg

Kameraden ersetzen. Lies doch den Brief da! Ich habe nicht alles schreiben können, aber doch die Hauptsache."

Sie beginnt zu lesen. Indes kommt Jurra herein, um den Tisch zu decken.

„Du hast recht", sagt Marie, nachdem sie gelesen. „Gegen deine Gründe kann man nichts einwenden. Ich wenigstens kann es nicht. Du willst nun also deinen Abschied nehmen?"

„Wenn es wirklich so weit kommt, bleibe ich keinen Tag länger beim Regiment."

„Und dann?"

„Ja, was dann werden soll —?"

„Georg, dann wohne doch bei uns!" bittet sie schüchtern. „O Gott, das wäre ja ein unaussprechliches Glück für mich, wenn wir uns gar nicht mehr zu trennen brauchten. Liebster Georg, sag, daß du willst!"

„Das kann ich jetzt doch noch nicht entscheiden."

Aber sie scheint, kaum daß ihr dieser Gedanke gekommen ist, ganz davon ergriffen.

Sie malt ihm aus, wie schön alles werden wird, wenn sie zusammen über die Felder reiten und frühmorgens im Wald die Singvögel belauschen.

Halb widerwillig, halb nachgiebig hört er diesen Zukunftsmelodien zu, als die Wanduhr laut und langsam zu schlagen beginnt. Da schrickt er wie aus einem verworrenen Traum auf und sagt:

„Jetzt haben sie sich bei Yorck versammelt, und er verkündet —"

Seine Stimme bricht ab, und sein Blick, der eben noch auf sie gerichtet war, löst jede Verbindung mit ihr.

Es verbreitet sich ein Schweigen im Raum, und die Gegenstände werden wesenlos, als wenn alles erstorben wäre außer der Zeit, welche die Uhr mit ihrem Ticken laut und hart verkündet.

*

Nicht die Zugluft, nicht der nasse Schnee oder die Kälte, die jeder der Neuankommenden in den mit Offizieren aller Waffengattungen gefüllten Raum trägt, verbreiten sich und geben der Atmosphäre ihren Charakter, sondern der heiß aus gezwängter Brust strömende Atem, das erregt pulsende Blut, die glühende Kampflust — sie steigen aus allen diesen jungen und alten Männern, und es liegt über dem im Licht spärlicher Kerzen dämmernden Saal die großartige Spannung eines befreienden Sommergewitters.

Niemand weiß etwas Bestimmtes, doch jeder ahnt das Kommende. Obwohl aber alle in sich aufgeregte Vermutungen, Zweifel und Hoffnungen wälzen, werden doch kaum da und dort einige leise Worte gewechselt.

Für die Generale und älteren Stabsoffiziere hat man einige Stühle herbeigeschafft, doch weitaus die meisten Offiziere stehen. Nur dann und wann wird ein Räuspern, ein kurzes, unterdrücktes Husten vernehmbar.

Als Yorck eintritt, erheben sich alle. Es wird so still, daß man das Ticken der Wanduhr hört, und unwillkürlich wenden viele ihren Blick dorthin — der Zeiger steht genau auf der achten Stunde — um ihn gleich wieder auf Yorck zu richten.

Während des langen Sommers sind alle Offiziere dem General viele Male begegnet, und jeder kennt ihn von Angesicht. Heute erscheint er ihnen als ein anderer. Liegt es nur daran, daß sie gewohnt sind, ihn zu Pferde vorbeireiten zu sehen, die Stirn bis zu den buschigen Brauen vom Mützenschirm verdeckt, das Gesicht hart und unnahbar in sich verschlossen, oder mit den spähenden Raubvogelaugen die Nähe und Ferne durchdringend?

Als er jetzt eintritt, ist er unbedeckt. Sein Haar, das sich vom Hinterkopf in die Stirn lockt, schimmert schon grau. Der tiefe Ernst seiner Züge ist gelöst in einer beinah überirdischen Milde, und seine Augen strahlen einen Glanz aus, der von überwundenem Leid und Opferglück spricht. Alle haben mit wunderbarer Einmütigkeit den Eindruck, nicht komme zu ihnen ihr General, um ihnen seine Befehle mitzuteilen, sondern ihr Herr und Meister, dem sie in Sieg und Tod Gefolgschaft leisten.

„Meine Herren", sagt Yorck, „das französische Heer ist durch Gottes strafende Hand vernichtet worden. Es ist der Zeitpunkt gekommen, wo wir unsere Selbständigkeit wiedergewinnen können, wenn wir uns jetzt mit dem russischen Heer vereinigen. Wer so denkt wie ich und bereit ist, sein Leben für das Vaterland und die Freiheit hinzugeben, der schließe sich mir an. Wer dies nicht will, der bleibe zurück. Der Ausgang unserer heiligen Sache mag sein, wie er will, ich werde auch den stets ehren, der nicht meine Meinung teilt und zurückbleibt.

Geht unser Vorhaben gut, so wird der König mir meinen Schritt vielleicht vergeben, geht es mißlich, so ist mein Kopf verloren. In diesem Fall bitte ich meine Freunde, sich meiner Frau und Kinder anzunehmen."

Bei den letzten Worten ist Yorcks Stimme leiser geworden, und seine Augen haben sich unwillkürlich auf Kleist gewandt. Vielleicht will er noch mehr sagen und schweigt nur, um Atem zu schöpfen. Kleist aber, von

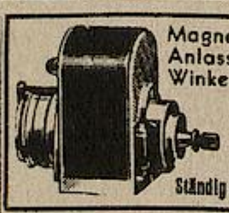
Die Einkaufsstätten für alle Bedarfsartikel in vielen Städten des Reiches:

KARSTADT

ALTHOFF

Eine Kleinschreibmaschine mit den Eigenschaften einer Standardmaschine:
Großes Segment · Große Typenhebel · Tragenden Metallrahmen
Alle diese Vorzüge bietet Ihnen das neue handliche Kleinmodell
KLEIN-URANIA
»DIE STABILE«
Verlangen Sie ausführliche Druckschrift W für Bar- und Abzahlungsverkauf!
CLEMENS MÜLLER AKTIENGESELLSCHAFT · URANIA-WERKE · DRESDEN

PHÄNOMEN BOB
mit
PHÄNOMEN-Schwingmetall-Gabel
PHÄNOMEN-Schaltautomat ges.gesch.
PHÄNOMEN-Kettenspannern
98 ccm Sachs-Motor und
15 Watt Lichtanlage —
wirklich
eine Klasse für sich!
Verlangen Sie kostenlose Zusendung von Druckblatt Nr. W 371
PHÄNOMEN-WERKE
Gustav Hiller A.-G. Zittau


Magnete, Lichtmaschinen, Anlasser, Scheinwerfer, Winker usw. lief. preiswert **Fritz Herfort,** Versandh. f. Motorenzubehör, Bln. N 113, Schivelbeiner Str. 28
Ständig groß. Lager i. Motorenzubehör

25 1909
TH. GRUBER
Fabrik für Gummilösungen
Langhansstraße 58 / E 6, 0566
Spezial-Kautschuklösungen
f. sämtliche Industriezweige

Dienst-Auszeichnungen
große Dekorationen, Feldrollen sämtl. deutsch. u. ausländ. Orden sofort lieferbar
Friedrich Sedlatzek
Haus der Orden
nur Friedrichstraße 205, Ecke Mauerstraße
BERLIN SW 68
Gegr. 1883 Keine Filialen

Berücksichtigen Sie unsere Inserenten

JUIST
ZWISCHEN NORDERNEY UND BORKUM
DAS VORNEHME FAMILIEN-BAD DER NORDSEE
17km langer, feinsandiger, fester, sehr breiter Strand
PROSPEKTE DURCH: REISEBÜROS UND DIE BADEVERWALTUNG. ·FLUGVERBINDUNG·

Herrenrad RM 29.-

Herrenrad .. 36.-
Motorfahrrad Frontantrieb Lichtanlage 148.-
Katalog mit interess. Denkaufgabe kostenl.
E. & P. Stricker, Fahrradfabrik
Brackwede-Bielefeld 311

Herzbad Reinerz
Herz-, Nerven- und Frauenleiden, Rheuma, Katarrhe d. oberen Luft- u. d. Harnwege, Endokrine Störungen
Ganzjährig geöffnet // **Pauschalkuren** // Brunnenversand

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK HEIDELBERG
© Universitätsbibliothek Heidelberg
http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/wehrmacht1936_1937/0594
gefördert durch Baden-Württemberg

seiner Ergriffenheit überwältigt, springt in diesem Augenblick auf und reißt seinen Degen aus der Scheide. Und in der nächsten Sekunde ist es, als pfiffe ein schneidender Wind durch den Saal, alle Säbel werden gezückt, und in der Luft blitzt und klirrt es von hundert stählernen Schwurfingern.

Dann brandet mit rollendem Donner herzbefreiendes, jubelndes Hurra zu Yorck empor, bis auch er seinen Arm erhebt und dem großen Augenblick zugleich Siegel und Segen gibt mit den Worten:

„So möge denn unter göttlichem Beistand das Werk unserer Befreiung beginnen und sich vollenden."

*

Der Rittmeister weiß nicht und wird's in der kurzen Spanne Zeit, die ihm noch beschieden ist, auch nie erfahren, warum er an diesem Abend nicht sein Lager aufsucht, sondern noch in die eisige Nacht hinauswandert.

Er geht durch die leeren Gassen, bis er an den Rand des Städtchens kommt, wo sich hinter den spitzbogigen Birken zu beiden Seiten der Landstraße die weißen Felder ausdehnen.

Der Wind saust und trägt das Heulen verwilderter Hunde und der Wölfe, die das Aas gefallener Pferde aus ihren Wäldern gelockt hat, zu ihm hin. Es ist eine mondlose Sternennacht, und das Strahlen der silbernen Himmelszeichen hat für den Wanderer etwas ungemein Tröstendes und Verheißungsvolles, ist ihm wie die Botschaft, daß von dort her die Erleuchtung und Gewißheit kommen werden, die allen seinen Zweifeln ein Ende machen.

Aber während er einen Ausweg aus den dunklen Gassen seiner Gedanken und eine Brücke über den Abgrund sucht, stößt er immer nur gegen die alten Schranken und steht immer hoffnungsloser vor dem Unmöglichen. Entweder muß er die Treue brechen und seine Offiziersehre beflecken, oder er muß sich selbst aus der Gemeinschaft seiner Kameraden verstoßen. Es bleibt ihm keine andere Wahl, und keine Macht auf Erden und keine im weiten Sternenhimmel kann ihn dieser Entscheidung entheben.

Da beginnt er sich gegen das leere Glitzern und Flimmern aufzulehnen. Und immer tiefer durchdringt ihn das wahre Gesicht dieser Winternacht, ihre Kälte und Feindseligkeit gegen alles Leben, ihre unmenschliche Verlassenheit und ihr eisiger Tod. Es ist der Tod, nicht in der Gestalt, wie er ihn kennt, im Pfeifen der Kugeln und im klirrenden heißen Gedränge von Roß und Mann. Die ganze Unendlichkeit ist hier der Feind mit ihren Stimmen von Hunden und Wölfen und ihrer Kälte, die aus Tiefen und Höhen strömt. Er aber ist ein Mensch und sehnt sich nach einer Menschenstimme.

Wohl zehnmal geht er vor dem Hause des Schneiders auf und ab und sieht durch die Ritzen der Läden in seiner Stube den Lichtschimmer, bis er sich endlich entschließt, hineinzugehen und an Mariens Tür anzuklopfen.

Als sie bei seinem Eintreten sich aufrichtet, knistert es, und die gelben Strohhalme kommen unter dem Leintuch zum Vorschein. Ihr Anblick in dem weißen Nachtgewand und mit dem Häubchen, das ihre blonden Zöpfe bedeckt, erweckt in ihm die Erinnerung an den Augenblick, als er nach langer Bewußtlosigkeit sie zum ersten Male gesehen hat. Das Gefühl von etwas noch Leichterem und Beglückenderem, als Leben ist, das ihn damals durchströmte, hat seine Schwingen nicht verloren, aber zugleich durchflutet ihn die schwerere, süßere Lust, niederzuknien und warmes Leben zu trinken aus ihrem Mund und im weichen Dunkel ihrer Brust seinen fressenden Gram zu besänftigen.

Zu Häupten ihres Lagers steht auf dem Boden ein Licht, und daneben stehen an der Wand zwei Stühle, die mit Waschgefäßen und ihren Kleidern bedeckt sind. Er stellt das Licht beiseite und will sich auf einer ihrer Gepäckhüllen niederlassen, aber sie rückt zur Wand, so daß ein Teil der Strohschütte frei wird.

Während sie ihn umschlingt und küßt und ihm Liebesworte gibt, schwankt das Licht hinter ihm auf und nieder. Aber nicht wie damals hat er das Gefühl des höher und höher Schwebens, sondern wie ihr Gesicht sich aus dem Hellen ins Dunkel verliert, wieder auftaucht und von neuem versinkt, bekommt es etwas von einem fliehenden Schatten. Endlich aber beruhigt die Flamme sich.

Fortsetzung folgt

Reinigen, aber nicht schmirgeln.

Nicht Reinigung um jeden Preis, sondern Säuberung unter Schonung des Zahnschmelzes – das ist richtig! Der außerordentlich feine Putzkörper der Nivea-Zahnpasta reinigt u. erhält den natürlichen Glanz Ihrer Zähne.

5 Dinge brauch' ich jeden Tag, wovon ich keines missen mag:

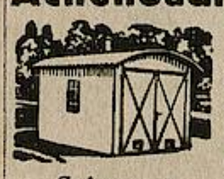
Persil × Henko × Sil × iMi × ATA

P 177 c

ED. NIEDERMEYER
STETTIN, SCHUHSTR. 4
SPEZIAL-FABRIK FÜR
BLITZABLEITER-BAU
FUNKMASTEN
EISERNE FAHNENSTANGEN

Die weltberühmte
HOHNER
gegen zehn Monatsraten. Gratis großer farbiger Katalog mit üb. 100 Abb. - Alle Instrumente in Originalfarben
LINDBERG
Größtes Hohner-Versandhaus Deutschl.
MÜNCHEN
Kaufingerstraße 10

Achenbach



Schuppen
Garagen
Flugzeughallen
Fahrradständer
Gebr. Achenbach
G. m. b. H., Weidenau/Sieg
Postfach 134

Ia Bremer Kaffee
3 Sorten zur Probe
1/2 kg Hotelmisch. M. 2,58
1/4 kg Stolz M. 1,13
1/4 kg Haushaltsm. M. 1,04
1 kg nur M. 4,75
franko Nachnahme
RALFA BREMER KAFFEE VERSAND BREMEN, Postfach 721
Wiederverkäufer Sonderl.

Schrauben Muttern
speziell Mundblechschrauben und Rundmuttern, schnell und billig, bei
Karl Dresler & Co.
Wermelskirchen-W. (Rhld.)
Telefon-Nr. 2502

Der **Sicherheitsabzug** der **EM-GE-Luftgew. u. -Luftpistolen** erhöht d. Gebrauchssicherh. und d. Treffsicherheit der Waffe. Unsere kostenfr. Liste gibt Aufschluß. Wir liefern ferner i. bekannt. Güte: **EM-GE-Gas-, -Leucht- und -Startpistolen.** Ohne Waffenschein i. Fachgeschäft
Moritz & Gerstenberger, Waffenfbk., Zella-Mehlis 18 in Thüringen.

Stabile Fahrräder

Marke „Vaterland" m. Frl. u. R. v. 28.– m. Dyn.-Bel. 33.– gelötet m. M. 31.– m. Zweigang 55.– **Motorfahrräder** billig. Tägl. Dankschr. **Katalog** m. 60 Modellen kostenlos.
Fr. Herfeld Söhne Neuenrade Nr. 218

Vertrauen gegen Vertrauen!
Sie bestellen bei mir eine gutgehende elegante Flocke

Armbanduhr für Herren oder

für **Damen.** Ich liefere Ihnen dieselbe zu 15.- auf Teilzahlung in
5 Raten
Mit gutem Werk auf Steinen laufend, Gehäuse Walzgold-Doublé oder Chrom oder echt Silber. Jede Uhr mit **Garantieschein** und vom **Uhrmacher** genau geprüft und reguliert. Nichtgefallen Rücknahme, also kein Risiko für Sie. Lieferung sofort! 1936 verkaufte ich über 20000 Stück.
Uhrenversand Hansa 69
Margarethe Teichmann
Lübeck
Körnerstraße 20-22

Sämtliche Militär-Kraftfahr-Formulare
HUGO HÜNICKE
Berlin W 9
Potsdamer Platz 1
(Columbushaus)

Prismen-Feldstecher
i. Militär, Luftschutz, Wehrsport

Reise, Jagd, ab Fabrik v. 45,- an. Katalog frei Ratenzahlung.
DR. WÖHLER
Optische Fabrik, Kassel 18

Raucher werden in 2 Tagen **Nichtraucher** durch
TABAKEX
Aufklärungsschr. kostenlos
LABORA-Berlin SW 29 E 2

Musik-Instrumente?

Dann **Wilh. Kruse**
Markneukirchen 90 und Klingenthal, Sa.
Bezug von hier bringt den Beweis: in Güte GROß und klein im Preis.
Künstlerkatalog frei!

„OSTA"
Qualitäts-Kaffee
1000 g zur Probe franko
1/4 kg Kons.-M. 1.00
1/4 kg Haush.-M. 1.08
1/4 kg Hotel-M. 1.12
1/4 kg I. Sorte 1.34
RM. 4.54
Tägl. frisch. Röstung
Otto Stadtlander
Bremen 36 W
Wall 158/160

Míele
Motor-Fahrrad
mit Sachs-Motor

Míele-Motor-Fahrräder werden gern gekauft, da sie in Konstruktion, Material und Form unübertroffen sind und sich vieltausendfach glänzend bewährt haben.
Zu haben bei den Verkaufsstellen für **Míele-Fahrräder.**

Katalog
Nr. R 20, 320 Seiten gratis! Fernberatung - Teilzahlung - Gelegenheitsliste. Ansichtssendung unverbindlich durch
Der Welt größtes Photohaus
Der
Photo-Porst
Nürnberg-O. N. S. 20

Schieß- u. Ehrenpreise
G. Grünwald,
Berlin-Wilmersdorf, Augustastraße 5
Katalog gratis

Tornisterrahmen, eschene Zeltstäbe u. Heringe liefert
Anton Findeisen
Holzwfbk., Leubsdorf Sa.

Tafelbestecke
schwer versilb., langj. Garant., sowie Bestecke aus massiv rostfreiem Edelstahl. Nur Qualität! Große Auswahl, Monatsrat. Freikatalog!
Vetterlein, Besteckfabrikation, Solingen 65

Original MAUSER
JAGD-SPORT-UND VERTEIDIGUNGS-WAFFEN
geniepen Hfeldtruf

MAUSER-WERKE A-G OBERNDORF A. NECKAR

An die Mauser-Werke A. G., Oberndorf a. N.
Ich möchte mich über Ihre Original-Mauser Jagd-, Sport- u. Verteidigungswaffen näher unterrichten und bitte um unverbindliche Zusendung Ihrer Drucksache K 490 und Bezugsquellennachweis.
Name: .....
Ort: ..... Kreis: .....
Straße: .....
(Bitte recht deutliche Schrift)

Kroll & Straus
BERLIN SO 36
Elisabethufer 31
Lager sämtlicher Formblätter für die Wehrmacht

56/50 S 8 '35
Hände rein durch
Abrador
LUHNS SPEZIAL-HAND-SEIFE
MACHT SAMTWEICHE FRISCHE HAUT

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK HEIDELBERG
© Universitätsbibliothek Heidelberg
http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/wehrmacht1936_1937/0595
gefördert durch Baden-Württemberg

3 × Kurz gelacht – (ha-ha-ha!)

HA-HA-HA

Piesecke stürzt in großer Aufregung in sein Stammcafé, um seinem Freund Mucker eine furchtbare Nachricht zu übermitteln: „Dein Haus brennt bis zum Dachstuhl, und deine Frau ist in der 5. Etage und kann nicht heraus!!"

„Meine Herren", spricht Mucker, indem er sich totenblaß erhebt, „unter diesen tragischen Umständen werden Sie es verstehen können, wenn ich hiermit die letzten drei Runden ansage."

*

Der Major hat einen neuen Burschen bekommen, dem schließlich mit einiger Mühe beigebracht worden ist, wie er sich Besuchen gegenüber zu verhalten habe. Noch nicht ganz sicher, ob er auch alles richtig machen werde, mahnt der Major, als er Sonntags früh mit seiner Frau ausgeht: „Passen Sie ja auf, wenn es klingelt!"

Als die Herrschaften mittags nach Hause kommen und den Burschen fragen: „Nun, hat es während der Zeit geklingelt?", erschallt die prompte Antwort: „Zu Befehl, Herr Major, siebenmal."

„Na und, —, haben Sie geöffnet?"

„Nee, Herr Major!"

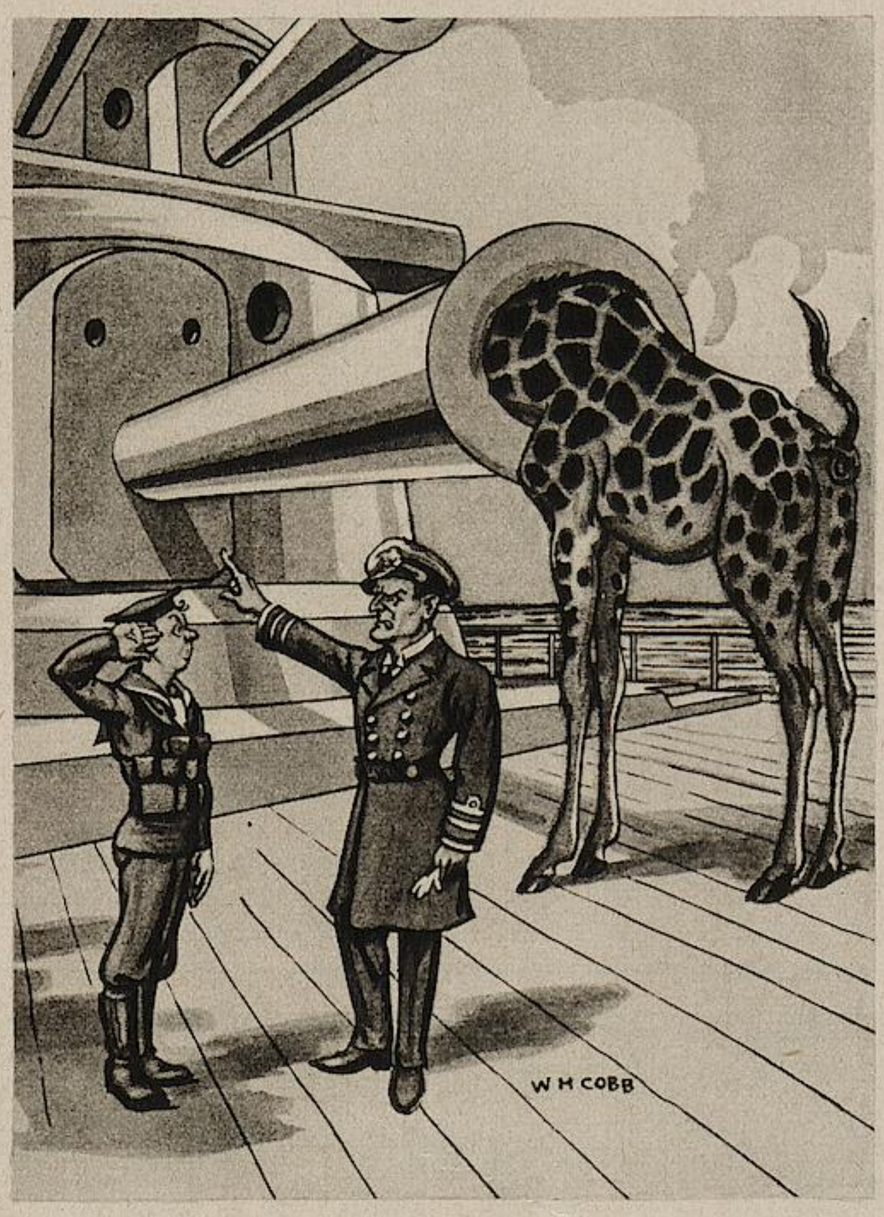
*

„Na, mein Sohn", sagte ein siegreicher General zu einem seiner Soldaten, „was hast du denn zum Gewinn unseres Sieges beigetragen?"

„Oh —", antwortete der, „ich ging keck auf einem der Feinde los und hieb ihm die Füße ab."

„Die Füße? Warum denn nicht den Kopf?" fragte der General.

„Der war schon ab!" antwortete der Tapfere.



„Sag' den Kanonieren, sie sollen endlich aufhören, die Maskotte zu füttern!" (Passing Show)

Drei Soldaten haben ein Zweimarkstück gefunden. Es wird vereinbart, wer von ihnen die beste Lüge erzählen kann, hat das Geld gewonnen.

Kamerad Knolle fängt als erster an. „Wenn mich Unteroffizier Wegener Sonntag morgens weckt und mir Schokolade und Torte an mein Bett bringt, fragt er ..."

„Schon gewonnen!" rufen die anderen, wie aus einem Munde.

*

Dem Leutnant vom Dienst ist der Rekrut Schulz wegen einer Versäumnis vom Wachtmeister gemeldet worden.

„Ich sagte Ihnen doch das letztemal, ich will Sie hier nicht mehr sehen, Kanonier Schulz!"

„Zu Befehl! Herr Leutnant, das habe ich dem Herrn Wachtmeister dreimal erklärt, aber er wollte es mir nicht glauben!"

*

„... und dann, Herr Feldwebel, bin ich in Sorge wegen der Qualität des Trinkwassers. Welche Vorsichtsmaßregeln haben Sie gegen eine etwaige Infektion bisher schon getroffen?"

„Erstens kochen wir es!"

„Schön!"

„Zweitens filtern wir es!"

„Ausgezeichnet!"

„Und drittens trinken wir Bier!"

*

Im Unterricht wird den Rekruten an Hand von Wandtafeln Standort und Einteilung der zum Armeekorps gehörenden Regimenter eingepaukt.

„Welches Regiment ist das hier?" fragt der Unteroffizier.

„Det fünfte Panzerregiment!"

„Richtig, wo steht das?"

„Uff de Achselklappen, Herr Unteroffizier.

HA-HA-HA

HA-HA-HA HA-HA-HA HA-HA-HA HA-HA-HA

Rottler „Zum Schwabenwirt" Berlin W 30 · Motzstraße 31 Gepflegte deutsche Gaststätte

Die Original Bauernschänke in Berlin zum Groben Gottlieb Jägerstraße 65 Telefon: A 2 4261

Weinstuben HUTH POTSDAMERSTR. 139

Restaurant Pauquet „Zum Schwarzen Ferkel" Dorotheenstraße 31 Die historische Gaststätte der Innenstadt

Pension Fischer, Berlin W 15 Inhaber Hauptmann d. L. a. D. Krappe Kaiserallee 208, Ecke Nachodstraße Zentrum d. West., 2 Auto-Min. v. Bahnhof Zoo Fremdenh. I. Rang. (s. 1902). Komf. Zimm. m. fl. W. u. Zentralh. Pr. Bett M. 2.50-4.50. Tel. 241445

Graßer Kurfürst Inhaber Hans Dörre AN DER POTSDAMER BRÜCKE

Besucht die Loreley am Zoo Kantstr. 8 Wein, Weib, Gesang

FISCHER AM BAYERISCHEN PLATZ (früher Offizierskasino Döberitz) Die Gaststätte der Gesellschaft Speyerer Straße 18 Tel. B 6 0183

Troika Am Wittenbergplatz Kleiststraße 21 Das russische Restaurant BALALAIKA-KAPELLE

Was wäre ein Bummel durch Berlin ohne den Besuch der originellsten Tanzstätte Walterchen Holzmarktstr. 72

Bestellungen auf „Die Wehrmacht" nimmt jede Postanstalt entgegen

A. Wunderlich Nachfolger Gegründet 1862 BERLIN-NEUKÖLLN, FINOWSTRASSE 27 Fernruf: F 2 Neukölln 5483 HEERESAUSRÜSTUNGEN in Leder und Segeltuch

Dralle Zahncreme 40 Pf. Große Rasiercreme 50 Pf. Tube!

3000 Witze mit humoristischen Vorträgen für nur RM. 1,60 portofrei (Nachnahme 1,95) Buchversand Gutenberg, Dresden-W. 371

Für nur Mk. 14.— erhalten Sie diese Damenuhr Goldauflage oder Herrenuhr verchromt in Geschenketui, portofrei geliefert. Mk. 5.- Nachnahme, Rest 3 Monatsraten — Rückgaberecht — Walter H. Weigele, Pforzheim 12 UHRENVERSAND / POSTFACH 342

Solche

und viele andere häßliche Nasen- formen erhalten durch meinen 15fach patentierten Nasenformer Orthodor eine edlere Linie. Stups-, Sattel-, Entenschnabel-, breite oder schiefe Nasen werden korrigiert. 6,50 RM., mit weich. Lederpolster 8 RM. Nachn. Versand zuzügl. Porto durch Schröder-Schenke. Gegr. 1896 Berlin W 52, Kleist-Straße 26 II

Beinverkürzungen Lähmungen, Bein- u. Fußmißbildungen. Verl. Sie Gratisbroschüre Nr 86. Keine Korkstiefel. Jeder Ladenschuh verwendbar. Ilg. Pat. Gegr. 1903 EXTENSION. Frankfurt a. Main-Eschersheim

Wilhelm Ruff Hoch-, Tief- und Eisenbetonbau Bautischlerei, Säge- u. Hobelwerk Inh. Werner Ruff Architekt u. Maurermeister FÜRSTENWALDE / SPREE

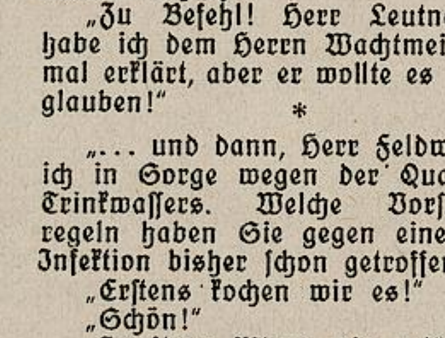
KAFFEE Bremer Qualitäten Mk. 2.10, 2.20, 2.30, 2.40 1½ kg fr. Haus Nachn. Weiteres lt. Preisliste Schneider & Müller Bremen 69 e Wiederverk. Sonderl.

Garantie-Fahrräder

mit Freilauf ohne Rücktritt 27,— M., m. Freil. u. Rücktritt 31,50 M. Ein starkes Rad mit Freilauf u. Rücktritt, Halbballon, Chrom-Dynamo-Beleucht., Glocke, Pumpe, Schloß u. Gepäckträger 39,50 M. direkt an Private. Ständig Nachbestellung. Jedes Rad 8 Tage z. Ansicht. Prachtkatalog gratis. Triepad-Fahrradbau Paderborn 108

Nicht-Raucher

In 1 bis 3 Tagen durch Ultrafuma-Gold Geringe Kosten. Prospekt frei. E. Conert, Hamburg 21 / 54



Schön gebräunt ohne Sonne! Sie können jetzt ohne Sonne jeden Tag frisch und gebräunt aussehen, wenn Sie die neuartige weiße Vitalis-Creme anwenden. Sie tragen die Vitalis-Creme nur hauchdünn auf und reiben den Überschuß nach 5 bis 10 Minuten gründlich ab. Innerhalb einer halben Stunde tritt die deutlich sichtbare Wirkung ein. Sie bekommen die weiße Vitalis-Creme mit der dazu gehörigen Druckschrift, die Sie bitte ausdrücklich verlangen wollen, da sie die genaue Gebrauchsanweisung enthält, in jeder besseren Parfümerie. Kukirol-Fabrik, Berlin-Lichterfelde

Wäschechte Namenszettel f. Wehrmacht u. Arbeitsdienst auf Leinen gedruckt lief. pro Dtz. f. 10 Pf. Buchdruckerei Christ. Müller, Coburg, Gerbergasse 2

Verlangen Sie nur „VIRGO" Rein-Aluminium für jeden Sport

die bewährte Qualitätsmarke Erhältlich in allen einschlägigen Geschäften

Ed. Sommerfeld Aluminiumwarenfabrik BERLIN SO 36 Gegr. 1875 Zugelassen von der Reichszeugmeisterei München

Hübsche Fertigkleidung und reizende Sommerstoffe preiswert, flott, solid, ferner Webwaren aller Art. Bett-, Leib-, Tischwäsche, Gardinen in wohlbekannter Güte zeigt ihnen unser Katalog. Hunderttausende treuer Stammkunden machen sich diese Vorteile durch ständigen Bezug zunutze. Jedermann erhält kostenlos uns. reich bebilderten Katalog. Fordern auch Sie ihn heute noch unverbindlich an von der Textil-Manufaktur Haagen Wilhelm Schöpflin Haagen 263 Bad

Inserieren bringt Gewinn

Wundlaufen Fußbrennen Schweißfuß Präservativ Krem Gerlach's Gehwol hilft! Dose -.45, -.63, -.90 Pfg. In allen Apotheken und Drogerien

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK HEIDELBERG

© Universitätsbibliothek Heidelberg
http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/wehrmacht1936_1937/0596

gefördert durch Baden-Württemberg

Hier wird der Geist geschliffen

Silbenrätsel

Aus den Silben: berg - bie - boh - der - deutsch - dut - e - e - e - e - eis - eu - frau - gel - he - i - ket - la - lan - len - ment - ne - ne - ne - ne - nie - ot - rett - ri - ros - sah - san - scha - spie - sta - su - te - te - ti - za - ze - zend

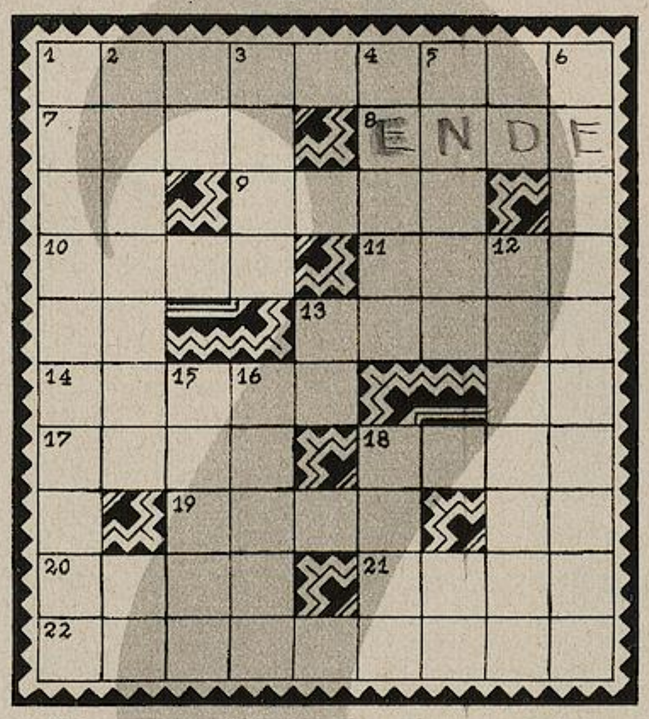
sind 15 Wörter zu bilden, deren erste und dritte Buchstaben, von oben nach unten gelesen, einen Sinnspruch von Grillparzer ergeben.

1. Stoßwaffe . . . . . _____
2. Gefahr für die Schiffahrt . . . . . _____
3. Hülsenfrucht . . . . . _____
4. Liebesgott . . . . . _____
5. Mundart unserer Sprache . . . . . _____
6. Beiname eines Jüngers Jesu . . . . . _____
7. Bestandteil der Milch _____
8. wichtiges Schriftstück _____
9. Zählmaß . . . . . _____
10. „bessere" Hälfte eines Lebensbundes . . . . _____
11. Frauenname . . . . . _____
12. Militärkrankenhaus . _____
13. höfische Sitte . . . . _____
14. Insekt . . . . . _____
15. niederdeutscher Schalksnarr . . . . . _____

Auf der Wacht

Eins zwei-drei Vier sah ich Kanonen stehen;
Eins zwei-drei vier hört' ich die Posten gehen.

Kreuzworträtsel



Waagerecht: 1. Ort eines preußischen Sieges 1813, 7. Frauenname, 8. Schluß, Aufhören, 9. Zierpflanze, 10. spanische Stadt, 11. alte kleine Münze, 13. Sinnbild für Unechtheit, 14. Bildwerk in der Peterskirche zu Rom, 17. Verschlußteil, 18. Koranabschnitt, 19. französische Anrede für Herrscher, 20. ehemaliger Stand, 21. Stadt in Lippe, 22. Getränk.

Senkrecht: 1. Sporttrophäe, 2. Willensstärke, 3. biblischer Ort, 4. Stadt in Thüringen, 5. geographischer Begriff, 6. Maßeinheit, 12. Einholung verschiedener Meinungen, 15. Festungsstadt an der Drau, 16. Stücke vom Ganzen, 18. Stadt in Oberfranken.

Wortkette

Es sind sieben dreisilbige Hauptwörter folgender Bedeutung zu bilden:
1. Giraffenartiges Säugetier, 2. Angehöriger einer Truppengattung, 3. Rheinweinsorte, 4. gallisch-germanisches Volk des Altertums, 5. unredlicher Mensch, 6. Provinz von Jugoslawien, 7. Hohenstaufensproß.

Die Schlußsilbe des ersten Wortes soll zugleich auch Anfangssilbe des zweiten sein usw., so daß die Wörter bei richtiger Lösung eine geschlossene Kette bilden - Es kommen folgende Mittelsilben zur Verwendung:

bi - ka - o - pres - stei - vi - zi

An-kaufmännisch

Gut Wort mit „i" will stets Freund Hans,
Braucht drum sein Rätselwort meist ganz.

Auflösungen aus Nummer 15

Kreuzworträtsel: Waagerecht: 1. Heft, 3. Alarm, 7. Ria, 9. Lei, 10. Joffre, 12. Meerane, 14. Tun, 16. Sen, 18. Ei, 19. Euterpe, 21. Grotte, 23. Alt, 24. Eis, 25. Rubel, 26. Eton.
Senkrecht: 1. Halma, 2. Friede, 4. Lafette, 5. auf, 6. Meer, 8. Aja, 11. Run, 13. Renette, 15. Unrast, 16. Sir, 17. Beton, 18. Eger, 20. Tee, 22. Orb.

Skataufgabe: 1. Stich: D Grün 8 (Pik 8), M Grün Daus (Pik As), H Grün 7 (Pik 7) Sp. 11. 2. Stich: M Rot Unter (Herz Bube), H Schellen Unter (Karo Bube), D Rot 10 (Herz 10) Sp. 14. 3. Stich: M Eichel 7 (Kreuz 7), H Eichel Daus (Kreuz As), D Eichel Ober (Kreuz Dame) Sp. 14. 4. Stich: H Eichel 10 (Kreuz 10), Eichel König (Kreuz König), M Eichel 8 (Kreuz 8) Sp. 14. 5. Stich: H Grün 10 (Pik 10), D Grün Ober (Pik Dame), M Grün Unter (Pik Bube) Sp. 15. 6. Stich: M Rot 7 (Herz 7), H Rot Daus (Herz As), D Rot 8 (Herz 8) Sp. 11. 7. Stich: H Rot König (Herz König), D Rot Ober (Herz Dame), M Rot 9 (Herz 9) Sp. 7. 8. Stich: H Schellen Daus (Karo As), D Schellen 7 (Karo 7), M Schellen 8 (Karo 8) Sp. 11.

Wir schlagen Brücken: Feldherr-Herrschaft, Spielart-Artur, Winternacht-Nachteile, Gernot-Notar, Oberinn-Innerste, Adebar-Barkasse, Basalt-Altstadt, Feuerland-Landauer. - Hannibal.

Sinnspruch-Mosaik:
Wo kein Kampf - da ist auch keine Macht. (Grillparzer.)

Schach-Aufgabe: 1. c2 - c4 droht 2. Dc1 - e3 m. - 1. . . Kd4 x c5 2. Dc1 - a3+ Kc5 - b6 3. c4 - c5 matt oder 2. . . Kc5 - d4 3. Da3 - e3 matt. - 1. . . Kd4 - e5 2. Dc1 - f4+ Ke5 x f4 3. Sc5 - d3 matt.

Tanz im Selbstunterricht mit 170 Bildern

Sie lernen bequem u. sicher **zu Hause** alle alten u. neuen Tänze: **der gute alte Walzer (auch linksherum), Polka, Rheinländer, Menuett, Figurentänze usw.**, ferner **Foxtrott, Slowfox, Tango, Steptänze, Engl. Waltz, Boston, usw. Jeder Schritt genau abgebildet u. erklärt. - Dazu „Die Kunst zu plaudern u. gewandt zu unterhalten"**, die Sie befähigt, **Eingang** in jede Gesellschaft zu finden. Bestellen Sie die Auflage **1937: „Der flotte, redegewandte Tänzer"** RM. 3,85 portofrei (Nachn. RM. 4,15)
Buchversand Gutenberg **Dresden-U 371.**

Schweiß- und jeden häßlichen Körpergeruch sowie übermäßige **Schweißabsonderung** beseit. sof. BERTOL Gut. unschädl. Tropfff. 1.— Dutzeinj. Fch. (Nachn. + 0.30) E. Hoffmann & Co. Postfach 6 Krefeld-W

Rheinische Ingenieurschule Mannheim
MASCHINENBAU . ELEKTROTECHNIK
TECHNISCHER KAUFMANN
Programm A kostenlos

Die Deutsche Kolonialschule
bildet junge Leute für den Beruf des überseeischen Landwirts aus. Semesterbeginn: **Ostern** und **Herbst**. Prospekt durch die Direktion
Witzenhausen / Werra

Krause hat seine Prüfung bestanden
Neben dem Beruf und nur mit Volksschulbildung hat er sich durch Rustins Selbstunterricht vorbereitet. Auch Sie können durch Rustin jederzeit Abitur u. Obersekundareife nachholen. Vorbereitung auf Sonderreifeprüfungen zum Hochschulbesuch, zur Handlungsgehilfenprüfung, zum Techniker, Ingenieur und Meister. Ferner
durch Rustin
berufliche Ausbildung auf folgenden Gebieten: Handelswissenschaften, Fremdsprach., Elektrotechnik, Maschinenbau, Radiotechnik, Kraftfahrwesen u. a. - Prospekte kostenlos.
Rustinsches Lehrinstitut, Potsdam-Ga 25

KAMPF DEM VERDERB
Keine Fliegen mehr
Kein Fliegenfänger
Kein Apparat
EINE PFLANZE
Aufklärungsschreiben kostenlos!
C. UHLMANN
Erfurt 1, Postfach

Kette Faltboote BRESLAU SW
Prospekt anfordern

Schiesspreise u. Ehrengaben
M. Fleck & Sohn
HAMBURG 11
Formationen Katalog anfordern

Porzellan Kristall Bestecke 90 g Auflage
nur deutsche Wertarbeit
12 Monatsraten
Katalog kostenlos
Badische Besteckges. Marquis & Co. K. G. Mannheim 15

Löbner seit 1862
Gute Uhren
BERLIN, POTSDAMER STR. 5
AM POTSDAMER PLATZ

Kaufe als Privatperson Handharmonikas

Über 1 Million Käufer
41 Tasten 120 Bässe RM. 130.-
34 " 80 " " 96.-
25 " 24 " " 58.25
22 " 8 " " 32.50
Einfache Modelle:
21 Tasten 8 Bässe RM. 16.20
10 " 2 " " 4.40
Billig von der Fabrik Meinel & Herold Klingenthal No. 280
Teilzahlung. 30000 Bankschr. Katalog an Jedermann umsonst.

Nikotin
vergiftet d. Körper. Werdet Nichtraucher ohne Gurgeln. Näh. frei. Ch. Schwarz Darmstadt F 81 Herdw. 918

Bei quälendem Husten
heißt es, der überreizten Atmungsschleimhaut damit zur Hilfe zu kommen, daß man ihr solche Heilstoffe zuführt, die sie richtig widerstandsfähig gegen die Schädlichkeiten machen und dadurch dem Reizzustand Einhalt gebieten. — Sie brauchen da nicht lange Umschau zu halten, denn „Silphoscalin" ist das Mittel, das bei chronischen Erkrankungen der Atmungsorgane, auch bei Asthma, sich vielfach bewährt hat. „Silphoscalin" ist von Professoren, Aerzten, Kranken erprobt und anerkannt. Achten Sie beim Einkauf auf den Namen „Silphoscalin" und kaufen Sie keine Nachahmungen. — Packung mit 80 Tabletten „Silphoscalin" RM. 2.71 in allen Apotheken, wo nicht, dann Rosen-Apotheke, München. — *Verlangen Sie von der Herstellerfirma Carl Bühler, Konstanz, kostenlose und unverbindliche Zusendung der interessanten, illustrierten Aufklärungsschrift S 101 von Dr. phil. nat. Strauß.*

Es ist vollkommen gleichgültig, in welcher Stellung der Schütze schießt, die WALTHER-KKS-Büchse wird ihm immer vorzüglich in Schulter und Hand liegen. Sie muß schon allein deshalb liegen, weil Schaft, Lauf und System sorgsam aufeinander abgestimmt und im Schwerpunkt geradezu ideal ausgewogen sind. Dieses Verwachsensein mit der Büchse, diese feste Überzeugung, in ihr einen treuesten Kameraden im Schießsport zu haben, macht den Schützen froh und sicher für nicht alltägliche Leistungen. Erfahrene Kenner meinen nicht umsonst: Nur einmal **WALTHER** probieren — und dann nur noch **WALTHER** schießen!

50 Jahre WALTHER Waffen
KKS Büchsen von WALTHER

An die Waffenfabrik WALTHER, Zella-Mehlis, Thür. - Die Bauweise Ihrer Kleinkaliber-Büchsen interessiert mich - erbitte Ihre Druckschriften S 106
Name: _____
Ort: _____
Straße: _____

Do you speak English?
Haben Sie einige Vorkenntnisse in der englischen oder französischen Sprache? Dann verlangen Sie **umsonst** und unverbindlich „Paustians Lustige Sprachzeitschrift" einen Monat zur Probe. Tausende sind begeistert, weil man durch sie auf frisch-fröhliche Weise überraschend leicht die engl. und französ. Sprache beherrschen lernt. Alle 10 Tage ein Heft, enthaltend beide Weltsprachen, für nur 30 Pfg. — Schreiben Sie noch heute.
Verlag Paustian, Hamburg 1, Chilehaus 137

Marken-Füllhalter in kleinen Raten
Katalog kostenlos
Schwarz & Wähner
Füllhaltergesellschaft
Hamburg 11 . Stomanhaus W

FOTO
1) Groß-Katalog mit 300 ‚sprechenden' Bildern, den Marken-Kameras,
2) Gelegenheiten-Liste (Fundgrube)
3) Bunte - Fotohefte
kostenlos
Ihr Vorteil: 5 Tage zur Ansicht, Teilzahlung, Garantie, Fernberatg. durch Deutschl. größt. Foto - Ladengeschäft
FOTO-SCHAJA
MÜNCHEN-E 37
Der Welt größte Leica-Verkaufsstelle

Spezialfabrik
Gegründet 1821
Offizier- und Tropen-Koffer
Gewehr- u. Apparate-Koffer
Jede gewünschte Spezialanfertigung
Wehrausrüstungen
Berliner Koffer- u. Lederwarenfabrik
Max Densow Berlin SO 36, Elisabethufer 53

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK HEIDELBERG
© Universitätsbibliothek Heidelberg
http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/wehrmacht1936_1937/0597
gefördert durch Baden-Württemberg

SIEMENS
TISCHFÄCHER

Erhältlich in den Fachgeschäften

Im Scheinwerferlicht

Wem gehört der Nordpol?

Die Sowjetrussen haben in unmittelbarer Nähe des Nordpols eine wissenschaftliche Station errichtet, in der vorläufig nur vier Leute überwintern sollen, die aber später zu einer richtigen kleinen Stadt ausgebaut wird.

Die sowjetrussischen Pläne haben, vor allem in den fremden Staaten, die Frage aufgeworfen, wem eigentlich der Nordpol gehört. Die Sowjetrussen tun zunächst einmal so, als ob sie die Souveränität über das gesamte Nordpolargebiet besäßen. Als erster hat jedoch ein Amerikaner, nämlich Peary, die Flagge seines Landes am Nordpol gehißt. Später sind auch Flaggen anderer Nationen, wie die Norwegens und Italiens, über dem Nordpol abgeworfen worden. In keinem Fall hat es sich hier aber um irgendeine förmliche Besitznahme gehandelt. Das Flaggenhissen oder der Flaggenabwurf war nichts als eine symbolische Handlung. Es kann ja auch keine Souveränität über den Nordpol oder das Nordpolargebiet geben, weil der Nordpol, im Gegensatz zum Südpol, auf hoher, wenn auch vereister See liegt.

Falls es einmal zu Besitzstreitigkeiten um den Nordpol kommen sollte — was nicht ganz ausgeschlossen ist, sobald ein Asien-Amerika-Flugverkehr über das Polarmeer in größerem Umfange möglich geworden ist, werden die Sowjets höchstwahrscheinlich auf ihrem Souveränitätsrecht bestehen und das damit begründen, daß sie zehn Jahre lang um die Erschließung der Arktis gekämpft haben.

Die sowjetrussischen Polarforscher haben den Nordpol die „Wetterküche der Sowjetunion" getauft. Daher wird sich die Nordpolstation auch in erster Linie mit meteorologischen Forschungen, mit der Feststellung von Luft- und Eisströmungen usw. beschäftigen.

Das Ziel der Sowjetunion, durch die Arktis eine Verbindung zwischen Murmansk und Wladiwostok zu schaffen, ist bekannt. Die Sowjets vergleichen ihre Arbeit auf diesem Gebiet etwa mit der der Hudson Bay Comp., der die Erschließung Nordamerikas zu verdanken ist. Die Summen, die die Sowjets in die Erschließung der Arktis stecken, sind seit der Gründung ihrer Arktisorganisation im Jahre 1933 ungeheuerlich gewachsen. Damals forderte der Leiter der Organisation, Professor Schmidt, für die Verwirklichung seiner Pläne 40 Millionen Rubel. Im laufenden Jahr wird man aber nicht weniger als 900 Millionen Rubel ausgeben. Man träumt bereits von neuen großen Städten in dem bisher unwirtlichen Norden Sibiriens, von gewaltigen Eisenbahnlinien, Straßen, Schiffahrts- und Luftlinien, denen man eine besondere militärische Bedeutung beimißt. Holz, Pelze, Gold, Kohle und alle möglichen Mineralien sollen Nordsibirien zu einem neuen Dorado machen.

Daß es heute nicht mehr schwierig ist, vom Atlantik bis zu den Mündungen der großen sibirischen Ströme Jenessei und Ob zu gelangen, zeigt die Tatsache, daß eine solche Fahrt 1936 nicht weniger als drei Dutzend ausländischen Schiffen gelang.

„Die Arktis soll aus einem Gebiet für Abenteurer ein unentbehrlicher Bestandteil der Sowjetunion werden", hat vor kurzem der sowjetrussische Professor Samoilewitsch erklärt. Erreicht die Sowjetunion dieses Ziel, so wird sie ein unmittelbarer Nachbar des gesamten nördlichen Amerikas werden. Das war sie zwar bisher auch, aber die Beringstraße bildete eine nahezu unüberschreitbare Schranke.

Die Kanone, die zum Gott wurde

Reisende berichteten kürzlich aus Holländisch-Indien, daß sie dort einen Eingeborenenstamm gefunden hätten, der die wohl sonderbarste Gottheit der Welt verehrte. Der Götze des Stammes ist nämlich — eine Kanone, die vermutlich vor Jahrhunderten von den Portugiesen hier zurückgelassen worden ist. Die Eingeborenen halten vor der Kanone regelrechte Götzendienste ab. Sie schreiben dem alten Geschütz überirdische Kräfte zu und flehen in allen ihren Angelegenheiten seinen Segen herab. Sehr häufig pilgern die Frauen nach der Kanone, weil sie glauben, daß die Berührung des Geschützrohrs ihnen Fruchtbarkeit verleiht.

Ein wirklicher „fliegender Holländer"

Von dem Flugplatz Lympne erhob sich kürzlich ein Flugzeug, dessen Propeller bereits angelassen waren, in dem sich aber noch kein Pilot befand. Statt, wie das in solchen Fällen meist geschieht, nach kurzem Flug abzustürzen, zog das führerlose Flugzeug mehrere Kreise über dem Flugfeld, wobei es bis auf etwa 500 Meter Höhe stieg. Nach 20 Minuten war ihm die Karussellfliegerei anscheinend über, denn es flog plötzlich davon. Eine andere Maschine, die dem „fliegenden Holländer" gefolgt war, konnte beobachten, daß das Flugzeug zum Flughafen von Hawkinge flog, daß es auch hier wieder ein paar Kreise über dem Flugfeld absolvierte und sich dann langsam senkte. Ein paar hundert Meter von dem Flugplatz entfernt stürzte es ab.

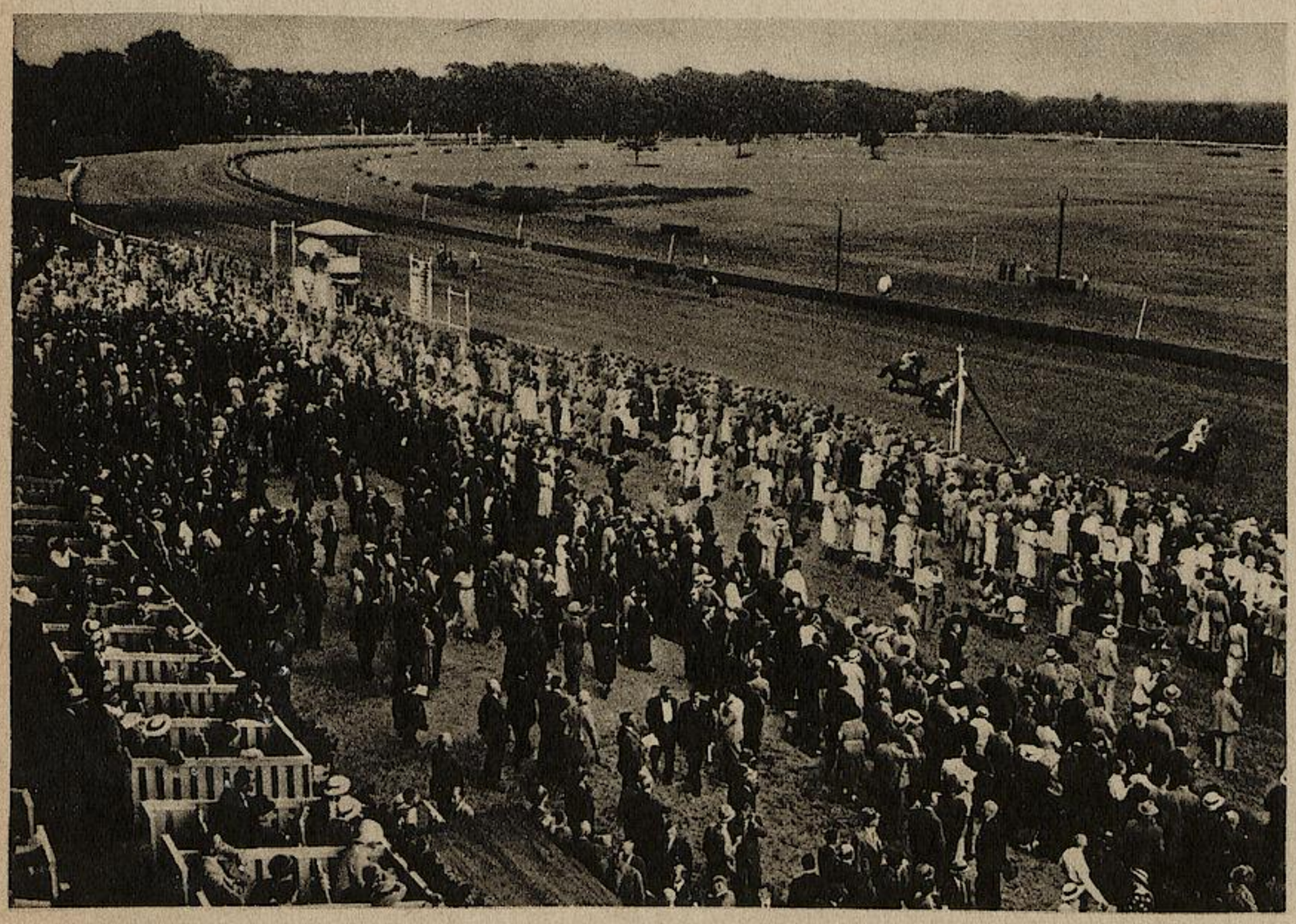
Es fehlte nur noch, daß das Flugzeug unbeschädigt die Erde erreicht hätte, dann wäre es mit dem Ruhm des „fliegenden Holländers" zweifellos aus gewesen.

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK HEIDELBERG
© Universitätsbibliothek Heidelberg
http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/wehrmacht1936_1937/0598
gefördert durch
Baden-Württemberg

Soldatenpferd und Vollblutrennen

Es ist noch gar nicht so lange her, daß in weitesten Kreisen das Pferd auf den Aussterbeetat gesetzt wurde. Es werde der immer weiter fortschreitenden Motorisierung zum Opfer fallen und nur noch im Museum einen Platz finden. Welch ein Irrtum! Es hat sich erwiesen, daß der treueste vierbeinige Freund des Menschen für ihn unentbehrlich ist und bleibt, als Gebrauchspferd im allgemeinen, wie als Soldatenpferd im besonderen. Alle Staaten haben das erkannt und machen deshalb die größten Anstrengungen, ihre Landespferdezucht auf einen hohen Stand zu bringen.

Dabei hat Deutschland den größten Erfolg erzielt: Bei den letzten Olympischen Reiterspielen zur Ermittelung der besten und für den Kriegsfall brauchbarsten Soldatenpferde gewann es alle verfügbaren sechs Goldmedaillen. Das ist ein in der bisherigen Geschichte der Olympischen Spiele noch nicht dagewesener Triumph. Wodurch ist er zustande gekommen? Hauptsächlich infolge der starken Beeinflussung unserer Warmblutzucht durch das Vollblut. So war von den drei siegreichen deutschen Pferden in der Mannschaftsprüfung der „Military", dieses denkbar schwersten Wettbewerbes, Kurfürst reines Vollblut; bei Fasan waren der Vater und der Großvater der Mutter Vollblut; bei Nurmi beide Großväter des Vaters. Blut ist der Saft, der Wunder schafft.



Die Vollblutzucht geht nicht nur in über 200jähriger Generationsfolge auf einige ausgesuchte englische und arabische Blutströme zurück. Sie verfügt vor allem in den Rennen über eine einzigartige Leistungsauslese, durch die zwangsläufig die schnellsten, ausdauerndsten und härtesten Pferde zur Weiterzucht ermittelt werden. Landespferdezucht und Wehrmacht also sind es, denen die Vollblutrennen in erster Linie dienen. Ihr System ist in allen großen Ländern dasselbe. Sein Rückgrat bilden die sogenannten klassischen Rennen.

Die Mehrzahl von ihnen wird in Hoppegarten bei Berlin gelaufen, wo der Union-Klub das größte Flachrennprogramm aller deutschen Rennvereine durchführt. Er feiert in diesem Jahr sein 70jähriges Jubiläum. Seine Gründung im Jahr 1867 war ausschlaggebend für die Entwicklung des deutschen Rennsports, dessen Kräfte bis dahin völlig zersplittert waren. Erst der Union-Klub faßte sie mit starker Hand zusammen und schuf Einigkeit in Vollblutzucht und Rennsport, während die langersehnte Einheit des Reiches erst vier Jahre später ihre Verwirklichung finden sollte.

Auch Hoppegarten kann als Rennplatz auf ein 70jähriges Bestehen zurückblicken. Von der Sandwüste, die es bei seiner Eröffnung war, hat es sich zur „Perle der Mark" entwickelt, seine von Parks und Wäldern umgebene Rennbahn zählt zu den schönsten

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK HEIDELBERG
© Universitätsbibliothek Heidelberg
http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/wehrmacht1936_1937/0599
gefördert durch Baden-Württemberg

Bild rechts:
Oberleutnant v. Wangenheim auf dem Vollblüter „Kurfürst"

Bild unten: Der Sieger („Wahnfried") kehrt zur Waage zurück

Bild unten:
Das Feld hinter der Startmaschine. Das Startband ist hochgeschnellt, das Rennen beginnt

der Welt. Hoppegarten ist gleichzeitig die größte Trainingszentrale Deutschlands. Wenn die Lehre des Propheten Mohammed richtig ist, daß der böse Geist es nicht wage, in ein Zelt einzutreten, in dem sich ein Pferd reinen Blutes befindet, dann können in Hoppegarten wahrlich nur gute Geister hausen. Denn dort stehen fast in jedem Hause Vollblüter.

Alle Rennpferde höchster Klasse, die Deutschland hervorgebracht hat, haben in Hoppegarten ihre Vorbereitung erhalten, haben die meisten ihre harten Kämpfe auf seinem berühmten grünen Rasen ausgefochten. Durch die Siege von Ferro, Graf Isolani, Oleander, Alba, Contessa Maddalena, Alchimist, Sturmvogel und Nereide, um nur die größten Namen der letzten Jahre zu nennen, sind ungezählte Tausende immer wieder in tosende Begeisterung versetzt worden.

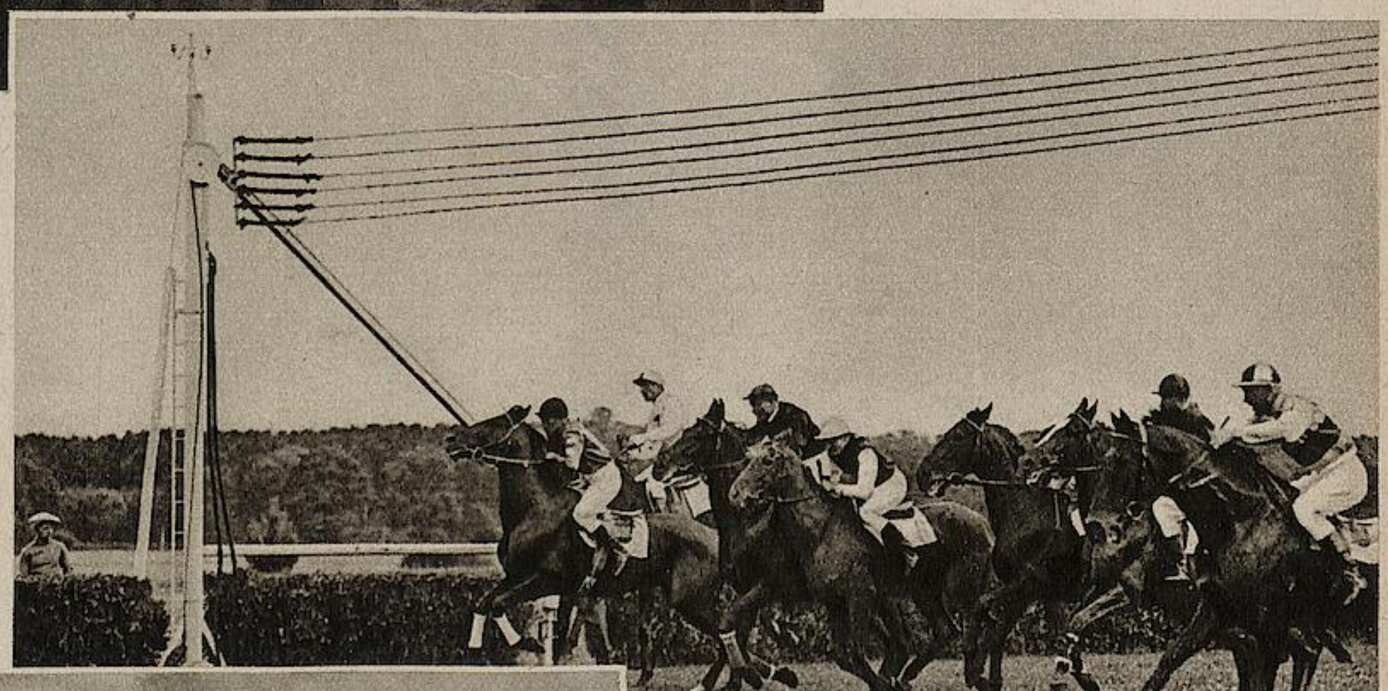


Bild unten: Aus der Frühzeit des Union-Clubs. Unser Bild, ein zeitgenössisches Gemälde von C. Steffeck, zeigt den Endkampf zwischen „Geisterseher" und „Wagehals" in einem Staatspreisrennen in Hoppegarten vom 15. Juni 1873 Fotos: Presse-Photo (1), Menzendorf (5)

Nach alledem kann es nicht wundernehmen, wenn sich das brennendste Interesse aller dem Vollblutsport nahestehenden Kreise schon zu Beginn jeder Rennzeit dem zukünftigen Sieger des Derbys zuwendet. Der Name dieses wichtigsten aller klassischen Rennen ist auf einen reinen Zufall zurückzuführen. Im Frühjahr 1780 losten zwei Engländer um den Namen einer neu zu schaffenden großen Dreijährigenprüfung: Lord Derby und Sir Charles Bunbury. Lord Derby gewann, und seitdem heißt die größte Zuchtprüfung nicht nur des englischen, sondern auch des Turfs aller Länder „Derby". Hätte Sir Bunbury das „längere Ende" gezogen, so würde alle Welt nicht vom Derby-, sondern vom Bunburyfieber befallen werden. Übrigens war Lord Derby nur bei der Namensgebung der Glücklichere: das erste englische Derby gewann Diomed, der ausgerechnet Sir Bunbury gehörte. v. Beaulieu

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK HEIDELBERG
© Universitätsbibliothek Heidelberg
http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/wehrmacht1936_1937/0600
gefördert durch
Baden-Württemberg

DEUTSCHLANDFAHRT 1937

Reich an dramatischen Zwischenfällen war die Deutschlandfahrt, die ein starkes Feld von deutschen und ausländischen Radfahrern in zwölf Etappen über eine Strecke von 3000 Kilometer führte

ZUM ENDSPIEL UM DIE DEUTSCHE

FUSSBALLMEISTERSCHAFT

IM OLYMPISCHEN STADION, BERLIN

1. F. C. Nürnberg gegen Schalke 04

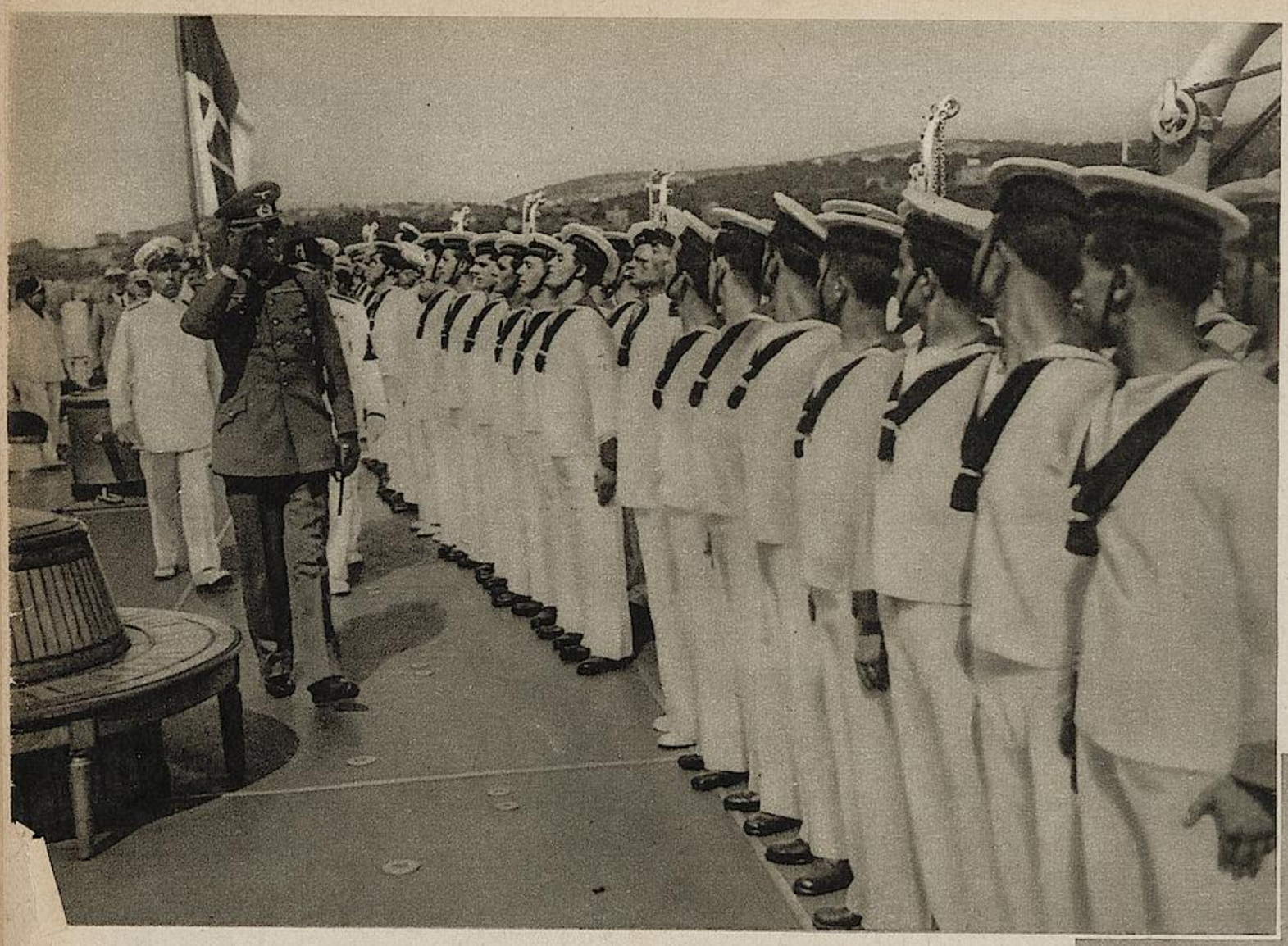
Zeichnungen: Matejko

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK HEIDELBERG

© Universitätsbibliothek Heidelberg
http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/wehrmacht1936_1937/0601

gefördert durch
Baden-Württemberg

L 3040 1/6



Generalfeldmarschall von Blomberg in Italien

Bild links: Der Generalfeldmarschall auf dem „Duca d'Aosta"

Französischer Kreuzerbesuch

Bild rechts: Der französische Schulkreuzer „Jeanne d'Arc" läuft in Kiel ein
Bild unten: Flottenchef Admiral Carls stattet der „Jeanne d'Arc" seinen Besuch ab. Neben ihm der Kommandant des französischen Kreuzers Kapitän Latham

Aufnahmen: Weltbild (3), Hoffmann (1), Presse-Bild-Zentrale (1)

Kreuzer „Blücher" vom Stapel gelaufen

Bild unten: In Gegenwart des Oberbefehlshabers der Kriegsmarine Generaladmiral Dr. h. c. Raeder wurde in Kiel der 10000-Tonnen-Kreuzer „G" auf den Namen „Blücher" getauft

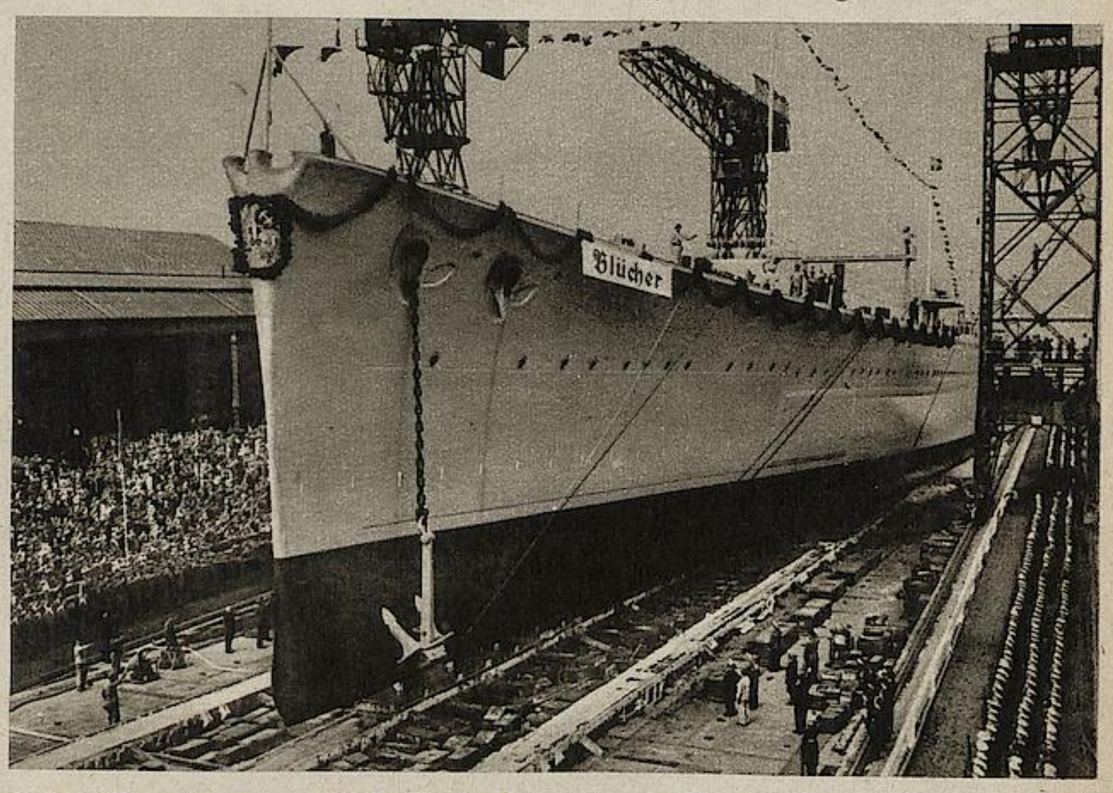


Bild links: Am 6. Juni fand in Gegenwart des Oberbefehlshabers des Heeres Generaloberst Frhr. v. Fritsch auf dem Exerzierplatz des Wachregimentes Berlin die Fahnenweihe der Bundesgruppe III des Soldatenbundes statt. Die Ansprache hielt General von Witzleben

Hauptschriftleiter: Dr. Richard Jügler, Berlin-Steglitz. Stellvertreter des Hauptschriftleiters und für den Inhalt verantwortlich: Bernd E. H. Overhues, Berlin-Westend. Graphische Gestaltung: Dassel, Berlin-Wilmersdorf. Für unverlangt eingesandte Manuskripte übernimmt die Schriftleitung keine Gewähr. Für die Herausgabe und für die Schriftleitung in Österreich verantwortlich: Buchhandlung, Verlag und Versand Ludwig Zernegg, Wien 6, Theobaldgasse 19. Verantwortlich für den Anzeigenteil: Hans-Joachim von Killisch-Horn, Berlin W 30. D.-A. I. 1937: 223 921. Auflage dieser Ausgabe: Über 295 000. Anzeigenberechnung und Rabatt nach Tarif z. Zt. ist Preisliste Nr. 3 gültig. Platzvorschriften ohne Verbindlichkeit. Anzeigenschluß am Mittwoch der Vorwoche des Erscheinungstages. Verlag: „Die Wehrmacht" GmbH., Berlin W 8, Kronenstraße 37, Fernruf: 163918/19, Postscheckkonto: Berlin Nr. 382. Satzherstellung: Berliner Börsen-Zeitung, Druckerei und Verlag GmbH., Berlin W 8; Kupfertiefdruck: Otto Elsner K.-G., Berlin S 42. Bei Betriebsstörungen usw. können irgendwelche Ersatzansprüche nicht geltend gemacht werden. Erscheinungsweise: Monatlich zweimal (am ersten und dritten Freitag jeden Monats). Einzelpreis 25 Rpf. Für die Zustellung durch Boten werden 3 Rpf. Bestellgeld erhoben. Postbezugspreis: Monatlich 50 Rpf. zuzüglich 4 Rpf. Bestellgeld. Im Ausland kann die Zeitschrift bei der Post bestellt werden.

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK HEIDELBERG
© Universitätsbibliothek Heidelberg
http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/wehrmacht1936_1937/0602
gefördert durch Baden-Württemberg